

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 112

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Sabine Deitmer Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Monika Littau



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 112

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 112

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; de-
taillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Titelfoto: privat

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Urheberrechtsnachfolgers nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1815-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Kurzgeschichten	
Musik sprengt alle Grenzen (1988)	7
Schwimmen lernen (1990)	14
Erstaunliche Werte (1997)	38
Harte Landung (1997)	44
Romane mit Kriminalkommissarin Beate Stein	
Vorstellung der Ermittlerin	49
Kalte Küsse (1993)	53
Dominante Damen (1994)	69
NeonNächte (1995)	96
Scharfe Stiche (2004)	110
Perfekte Pläne (2007)	123
Nachwort	137
Werkverzeichnis	150
Textnachweise	159



1984 (Foto privat)

Musik sprengt alle Grenzen

Durch die geschlossene Tür drang das Schreien einer Männerstimme: »Ich hasse dich.«

Darauf folgte ein lautes Geräusch, als wenn auf jemanden mit einer Peitsche fest eingeschlagen würde.

»Ich hasse dich«, schrie die Stimme wieder, gefolgt von dem gleichen peitschenartigen Knall.

»Ich hasse dich. Ich hasse dich ja so sehr«, vernahm Beate und kurz darauf ein hemmungsloses Schluchzen.

Sie öffnete die Tür und sah sich um: In der Mitte des weißen leeren Raumes stand eine Fußbank, auf der sie eines der Sofakissen wiedererkannte, die von ihrer Schwiegermutter bestickt worden waren. Auf dem Kissen lag ein Ledergürtel und neben dem Kissen lag Karl, ihr Mann, nur mit einer Unterhose bekleidet, schweißüberströmt auf dem Boden. Er lag zusammengerollt auf der Seite und preßte schluchzend die Knie an sein Kinn. Er bot einen jämmerlichen Anblick, und wie schon so oft stand Beate hilflos vor ihm und wußte nicht, was sie tun sollte.

In sich versunken nahm Karl sie gar nicht wahr. Beate kniete sich an seine Seite und griff mit ihrer kräftigen Hand nach seiner mageren Schulter.

»Karl«, rief sie sanft, und dann noch einmal: »Karl.« Er sah sie an mit seinen ausdruckslos verdrehten Augen. »Karl«, versuchte sie es noch einmal, und langsam schwand die Leere aus seinem Blick. Die Augen schienen Beate zu registrieren.

»Karl.«

»Ach, du, Beate«, entgegnete er müde.

»Karl«, sagte Beate eindringlich, »wir haben Gäste heute abend. Du hast sie selbst eingeladen. Die Leute aus deiner Gruppe.«

Mit einem Ruck war er aus der Embryoposition hochgefahren: »Na, das ist doch toll, Bea, einfach toll«, strahlte er sie an.

»Ja, aber, da müssen wir doch ...«

»Nichts müssen wir, Bea. Gar nichts. Damit ist es vorbei. Wir müssen überhaupt nichts mehr«, sagte er freudig wie ein Kind.

»Na dann nicht. Es sind schließlich deine Gäste.«

Beate sah auf ihre Uhr. Es war halb eins.

»Ich muß«, sagte sie bestimmt zu Karl, der inzwischen Zehngymnastik machte und seinen Kopf im Kreis um die Schultern rollen ließ.

Beate stand auf, zog eine Strickjacke an und packte ihre Handtasche. Sie schaute nach, ob sie auch nichts vergessen hatte, schlug die Wohnungstür zu und ging zu ihrem Auto, für das sie direkt vor der Tür einen Parkplatz gefunden hatte. Sie betätigte den Anlasser und atmete tief durch. Ein strammes Programm stand ihr bevor. Als erstes mußte sie ihre Tochter Elke von der Schule abholen, dann in den Kinderhort bringen und sich beeilen, um pünktlich um halb zwei ihren Dienst bei der Firma Kühne anzutreten. Vormittags arbeitete sie als Kontoristin bei Grauhack und Söhne. Den Nachmittagsjob mußte sie noch dazu nehmen, als Karl vor einem halben Jahr seine Stelle als Bankkaufmann von einem Tag auf den anderen an den Nagel gehängt hatte. Jetzt mußte er nicht mehr, dafür mußte sie doppelt: Nach der Arbeit einkaufen und Elke wieder im Hort abholen ... und ... und ... und ... Alles hatte schnell zu gehen, wenn der sorgfältig ausgetüfelte Zeitplan nicht durcheinandergeraten sollte.

Unterdessen arbeitete Karl daran, seine Entspannungstechniken zu verbessern. Er hatte es sich auf einer Decke am Boden bequem gemacht und spürte schon die Schwere in den Beinen. Er konzentrierte sich auf das Grün der Yucca-Palme neben dem Fenster und rollte gerade mit einer blonden Frau in den Armen über grüne Wiesen, als das Telefon schellte. »Karl«, dröhnte ihm eine nur allzu vertraute Stimme aus dem Hörer entgegen. »Ich brauche deine Hilfe.« Es war seine Mutter. »Du mußt mir helfen,

Junge. Den Keller aufräumen. Nächste Woche kommen die Kohlen. Warum antwortest du nicht? Hast du nicht gehört, Karl?»

»Aber ja doch, Mutter. Natürlich komme ich. Muß ja nicht sofort sein. Übermorgen vielleicht? Na, ja morgen geht auch. Wenn's sein muß. Ist in Ordnung, Mutter.«

Sie lebte in Kiel. Fünfhundert Kilometer entfernt.

»Verflucht«, schimpfte er laut, sobald sie den Hörer aufgelegt hatte.

Als Beate um halb sieben mit Elke und den vollen Einkaufstaschen zu Hause ankam, war alles ruhig. Sie packte die Taschen aus und bereitete das Abendessen für sich und ihre Tochter zu: Spinat mit Spiegeleiern. Karl konnte sie seit einem halben Jahr mit ihren Kochkünsten nicht mehr begeistern. Er aß nur noch Körner in den abenteuerlichsten Variationen, und das auch nur zwischen seinen Fastenzeiten.

»Was macht Papi?« fragte Elke neugierig.

Karl hatte ihr verboten, ihn zu stören, wenn sie abends nach Hause kamen. Beate lauschte und hörte klassische Musik aus Karls Zimmer, das einmal ihr gemeinsames Wohnzimmer gewesen war. Albinoni, um genau zu sein.

»Papi medi ..., Papi schläft«, antwortete Beate, »und du schläfst auch gleich.«

»Oooohhhhhh«, machte Elke enttäuscht und schmierte sich den Spinat über die Oberlippe.

Beate hatte die Wahrheit gesagt. Mit Albinoni entspannte sich Karl schon nach den ersten Takten so vollkommen, daß er sofort in einen Tiefschlaf verfiel, der in der Regel eine halbe Stunde dauerte. Während er schlief, hätte ihm Elke auf dem Bauch herumhopsen können, ohne daß er es bemerkt hätte. Karl war stolz darauf, daß er sich diese Technik so perfekt angeeignet hatte. Und manchmal beneidete ihn Beate darum. Wie jetzt zum Beispiel. Nach einem Arbeitstag wie diesem würde ihr Albinoni auch guttun.

Eine Stunde später, Beate wollte Elke gerade ins Bett bringen, kam Karl zur Tür herein. Er war ganz in Weiß gekleidet und sah blendend ausgeruht aus. Beate musterte ihn kühl. Wenn sie ihn nicht mehr mitfinanzieren müsste und eine kleinere Wohnung nehmen könnte, würde ihr vielleicht eine Halbtagsstelle reichen – und sie sähe auch wieder etwas erholter aus. Sobald Elke im Bett war, kam Karl zu ihr und fragte:

»Beachen, leihst du mir den Wagen, morgen? Bitte.«

Sie sah ihn ungläubig an:

»Den Wagen? Geht es dir nicht gut?«

Seit er aus seinem Beruf ausgestiegen war, hatte er den Wagen nicht mehr angerührt und nur noch über die »Energieverschwendung« geschimpft.

»Ja, den Wagen«, sagte er kleinlaut. »Mutter will, daß ich ihr den Keller aufräume.«

Beate mußte laut auflachen. Sie dachte, wenigstens das mußte er noch, versuchen: ein braver Junge zu sein.

»Wann willst du los?«

»So früh wie möglich.«

»Gut, dann kannst du Elke zur Schule bringen und mich anschließend bei Grauhack absetzen. Das liegt ja direkt auf dem Weg.«

»Alles, Beamaus, alles, ich tue alles für euch«, sagte er erleichtert und setzte Teewasser auf.

Es schellte, und Beate sah durch den Spalt der Küchentür, wie Karl einem Pärchen überschwenglich um den Hals fiel; erst ihm, dann ihr. Er führte sie in sein Zimmer. Während es mehrmals an der Haustür klingelte, ging Beate ins Bad, um sich frisch zu machen.

Bei Karl im Zimmer war die Party voll im Gange. Zwei Kannen Jasmintee standen auf den Stövchen, und in den Ecken des Zimmers brannten Räucherstäbchen. In den Schalen auf dem Boden lagen Nüsse und Sesamplätzchen. Alternative Gastlichkeit, dachte Beate, und alles von mei-

nem Geld. Die Leute schienen sich gut zu amüsieren. Jedenfalls hatten die meisten ein entrücktes Lächeln auf den Lippen. Für die gesunde Ernährung sahen sie allerdings etwas bleich aus. In einer Ecke massierte ein blonder Jüngling einer Frau mit kurzgeschnittenen grauen Haaren den Rücken. Karl hatte sich eine jüngere Partnerin ausgesucht, der er die Hände um die Taille legte und tief in die Augen blickte. Beate gähnte und ging aus dem Zimmer. Niemand bemerkte es. Im Flur zwischen den achtlos auf dem Boden verstreuten Mänteln und Taschen von Karls Besuchern beschloß Beate, noch eine Runde zu drehen. Sie steckte Autopapiere und Schlüssel ein. Vielleicht würde sie bei ihrer Freundin Irene vorbeifahren.

Sie startete den Golf und legte eine Kassette ein: Reggae. Ihr war nach etwas Handfesterem als der indischen Meditationsmusik. Ihr war nach einem anderen Leben. Versonnen blickte sie auf den Kassettenrecorder, dessen rotes Lämpchen vor ihr am Armaturenbrett blinkte.

Am nächsten Morgen saßen sie pünktlich um halb acht zu dritt im Auto. Beate hatte sich automatisch ans Steuer gesetzt. Zuerst fuhr sie zu Elkes Schule.

»Tschüs, Mami, tschüs, Papi«, rief sie und weg war sie.

Als Beate auf dem Parkplatz vor der Firma Kühne anhielt, stieg Karl aus, um das Steuer zu übernehmen. Beate griff in ihre Handtasche, nahm einen flachen Gegenstand heraus und ließ ihn zu den Kassetten gleiten, die in einer Schachtel neben der Handbremse lagen. Karl öffnete die Tür an ihrer Seite, und Beate stieg aus. Sie gab ihm einen Kuß auf die Wange. »Grüß Maria von mir. Und von Elke«, fügte sie hinzu.

»Aber klar doch, Beamaus«, erwiderte Karl ein wenig zerstreut, während er sich am Außenspiegel zu schaffen machte. Seit einem halben Jahr saß er das erste Mal wieder am Steuer. Natürlich war er nervös. Er winkte ihr noch einmal kurz aus dem offenen Fenster zu und war schon im vorbeifließenden Verkehr verschwunden.

Kurz nachdem Beate wie jeden Abend mit vollen Einkaufstaschen und mit Elke nach Hause gekommen war, klingelte es an der Tür. »Polizei?«

»Es tut uns leid, aber wir haben eine schlechte Nachricht für Sie«, sagte der eine von zwei Männern mittleren Alters, die vor ihrer Tür standen. »Ihr Mann ist in der Nähe von Hamburg verunglückt. Er muß am Steuer eingeschlafen sein. Er hat die Kontrolle über den Wagen verloren und ist gegen einen Brückenpfeiler geschleudert.«

»O Gott, ist er ...?«

»Er war sofort tot«, versicherten ihr die beiden Polizisten.

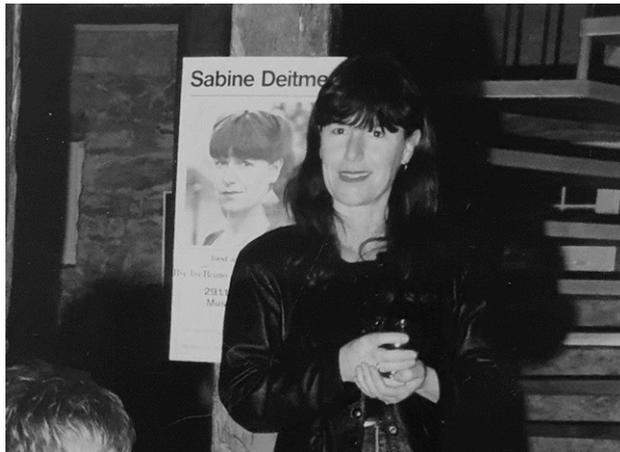
»Können Sie uns wohl noch ein paar Fragen beantworten?«

Beate ließ sie herein.

Nachdem die beiden Polizisten die Wohnung wieder verlassen hatten, gratulierte Beate sich selbst. Zur Feier des Tages würde sie mit Elke fernsehen. Das hatten sie schon lange nicht mehr gedurft. Und gleich morgen würde sie ihren Nachmittagsjob bei Kühne kündigen. Und anschließend würde sie mit Elke zusammen einkaufen gehen und alle Platten von Albinoni kaufen, die sie kriegen konnte. Karls Albinoni-Kassette lag in einem zertrümmerten Auto irgendwo in der Nähe von Hamburg, vielleicht auf einem Schrottplatz. Und wer würde sich jetzt noch dafür interessieren, ob auf der Kassette mit der Aufschrift BAP auch wirklich Rockmusik war ...



Mit der Buchausgabe von »Bye-bye, Bruno«, 1988 (Foto privat).



Auf Lesereise mit »Bye-bye, Bruno«, um 1988 (Foto privat).

Schwimmen lernen

Gerda rührte mit dem Kaffeelöffel in der Tasse herum und beobachtete, wie sich die weißen Schleifen der Kondensmilch langsam verbreiterten und das Schwarz des Kaffees in ein helles Braun färbten. Mit einem Klirren ließ sie den Löffel auf die Untertasse fallen.

»Ich will schwimmen lernen«, hörte sie sich zu ihrer eigenen Verblüffung laut und deutlich sagen. »Ich will schwimmen lernen«, wiederholte sie eine Spur lauter. »Schwimmen lernen«, sie fühlte sich beschwingt von den Worten und rührte nur so zum Spaß weiter in ihrem Kaffee herum. Die braune Flüssigkeit begann in der Tasse hin und her zu wogen, bis sie über den Rand schwappte und in der Untertasse eine Pfütze bildete. Zufrieden ließ Gerda ihren Löffel in die Lache platschen. Ein paar braune Spritzer landeten auf dem hellen Tischtuch.

Da Gerda im allgemeinen eine eher ruhige Frau war, die erst redete, nachdem sie einen Gedankengang von allen Seiten begutachtet hatte, was nicht selten dazu führte, daß sie gar nichts mehr zu diesem Thema sagte, traf ihren Mann Georg dieser Ausbruch völlig unvorbereitet. Er war dermaßen überrascht, daß er gleich bei ihren ersten Worten die Morgenzeitung sinken ließ, bei der Wiederholung die Zeitung zusammenfaltete und sich nach ihrem letzten Ausruf endgültig zu einer Entgegnung veranlaßt sah.

»Gerda«, rief er entsetzt und merkte, daß ihm die Worte fehlten. Weder hatte Gerda bisher seine morgendliche Zeitungslektüre durch Zwischenrufe gestört, noch hatte sie Überschwemmungen in Untertassen verursacht oder Tischdecken bekleckert.

Gerda legte beide Hände, zu Fäusten geballt, neben Frühstücksteller und Tasse, hob sie gleichzeitig hoch und ließ sie wieder zurück auf die Tischplatte fallen. Das Messer hüpfte auf dem Teller nach vorne, stieß den Eierbecher mit den leeren Eierschalen um. Die Tasse schepperte auf

der Untertasse, und ein paar weitere Kaffeespritzer landeten auf der Decke. »Ich will schwimmen lernen.«

»Aber ja doch«, versuchte Georg seine Frau zu beruhigen. Er stand auf, um die Zeitung aus der Gefahrenzone zu retten. Auf dem Weg zum Küchenbüfett strich er ihr kurz über die Haare.

»Laß das«, sagte Gerda. »Ich will schwimmen lernen. Das ist alles.«

»Aber ich habe doch gar nichts dagegen, daß du schwimmen lernst. Überhaupt nichts. Laß uns heute abend in Ruhe darüber reden. Ich muß ins Geschäft.«

»Ich will nicht darüber reden. Ich will schwimmen lernen.«

»Ja, warum auch nicht«, sagte Georg munter. »Warum solltest du denn nicht schwimmen lernen. Ich weiß gar nicht, warum du dich so aufregen mußt.«

»Ich rege mich nicht auf. Ich will nur nicht darüber reden. Ich will keine vernünftigen Argumente dafür oder dagegen. Ich will einmal etwas machen, wozu ich Lust habe, ohne vorher darüber zu reden.«

»Aber ja doch, Liebling. Natürlich kannst du das. Lern ruhig schwimmen, wenn es dir soviel bedeutet.«

»Ich weiß ja noch gar nicht, ob es mir soviel bedeutet. Ich will es einfach mal ausprobieren.«

»Sicher, Liebling, probier es ruhig aus. Du weißt doch, daß ich dich in allem unterstütze. Lern ruhig schwimmen, wenn es dich glücklich macht«, rief er ihr noch aus der Diele nach, bevor die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel.

Gerda fühlte sich zu gleichen Teilen beschwingt und beunruhigt, als sie den Tisch abräumte und die Eierschalen in den Abfalleimer warf. Was sie für Sachen machte. Sie stellte das Geschirr zum Spülen in den Ausguß. Georg hatte sich ganz gut gehalten, gestand sie sich ein, als sie das heiße Wasser in das Becken laufen ließ. In Anbetracht

dessen jedenfalls, daß sie ihn das erste Mal in ihrer zweiundzwanzigjährigen Ehe beim Lesen der Morgenzeitung gestört hatte.

Sie stellte das nasse Geschirr zum Trocknen auf die Ablage. Wie war sie nur darauf gekommen? Gerda zog den Stöpsel aus dem Spülstein. Das Spülwasser verschwand gurgelnd im Abfluß. Sie drehte den Hahn mit dem Heißwasser auf und wischte das Becken mit einem Tuch aus. Wieso hatte sie gesagt, sie wollte schwimmen lernen? Warum nicht bergsteigen oder Auto fahren oder Segelfliegen? Alles Tätigkeiten, die sie ebenfalls nicht beherrschte. Warum ausgerechnet Schwimmen? Gerda trocknete sich die Hände ab und klaubte sich die Tageszeitung vom Büfett, wo Georg sie abgelegt hatte.

Richtig, da war es auf der ersten Seite. Ein großes Foto, nicht besonders scharf, und doch konnte man erkennen, worum es sich handelte: grauschwarze Wellen, in denen ein paar hellere Teile auszumachen waren. Flugzeugabsturz in der Ägäis. Dreiunddreißig Menschen waren an Bord der Maschine einer griechischen Luftfahrtgesellschaft. Auf dem Flug von Athen nach Samos. Kurz vor der Landung war die Maschine gegen einen Berg geprallt und vom Radarschirm verschwunden. Von einer Sekunde auf die andere war der leuchtende Punkt auf dem Bildschirm nicht mehr zu sehen, die Maschine ins Meer gestürzt, und von den dreiunddreißig griechischen Passagieren fehlte jede Spur.

Ob es das war? Gerda betrachtete nachdenklich das Foto. Es ging eine ungeheure Faszination von dieser Fläche aus, die nirgendwo begrenzt zu sein schien. Wasser. Sie selbst bestand zu drei Viertel aus Wasser. Wieso hatte sie sich nie diesem Element anvertraut? Als Kind war sie ins Wasser geworfen worden. Mit den hellen Flügeln aus Nessel, die ihre Mutter genäht hatte und die mit Luft gefüllt waren. Sie hatte gebrüllt wie am Spieß und war schreiend aus dem Wasser gelaufen.

Danach hatten die Eltern sie in Ruhe gelassen, und sie hatte nie schwimmen gelernt. Sie hatte es einfach nicht mehr versucht. Georg konnte auch nicht besonders gut schwimmen. Er hatte schon nach wenigen Zügen Mühe und schwamm an das Ufer zurück. Dafür waren ihre Kinder richtige Wasserratten geworden. Silke und Michael brachten in den Ferien als erstes in Erfahrung, wo das nächste Schwimmbad war. Und während sie mit Georg auf den umliegenden Bergen herumkraxelte, vertrieben sich die Kinder die Urlaubszeit im Wasser. Doch trotz deren Vorliebe für das Wasser waren sie immer ins Gebirge gefahren und kein einziges Mal ans Meer.

Und jetzt wollte sie auf einmal schwimmen lernen. Gerda schmunzelte, als sie, während sie sich nach der Küchenarbeit die Hände eincremte, ihr Gesicht im Badezimmerspiegel sah. Sie war schließlich noch keine alte Frau. Mitte Vierzig. Jung genug, um alles mögliche zu lernen. Warum nicht schwimmen? Dem Sternbild nach war sie ein Fisch. Und ein Fisch gehörte ins Wasser.

*

»Das Meer«, rief Gerda aufgeregt, als sie abends mit Georg vor dem Fernseher saß und der Nachrichtensprecher das Bild mit den blauen Wellen und den weißen Schaumkronen kommentierte.

›Trotz der Anstrengungen der griechischen Polizei und mehrerer Flüge mit Rettungshubschraubern ...‹

»Mein Gott, ist das wirklich so blau dort?« rief Gerda dazwischen, was Georg zu einem unkontrollierten Zischlaut veranlaßte.

›... konnte bisher kein einziger Insasse des Flugzeugs geborgen werden. Es wird damit gerechnet, daß niemand den Flugzeugabsturz überlebt hat. Das waren die Nachrichten. Und nun zum Wetter.‹

Georg schaltete den Fernseher ab.

»Gerda. Du wolltest mir etwas sagen?«
»Ich habe mich angemeldet zum Einzelunterricht.«
»Angemeldet, wozu?«
»Zum Schwimmenlernen. Das habe ich dir doch heute morgen beim Frühstück gesagt, daß ich schwimmen lernen will.«
»Und jetzt hast du dich angemeldet«, resümierte er. »Wo hast du dich angemeldet?«
»Ich habe mich beim Sportamt angemeldet. Der Schwimmunterricht beginnt nächsten Montag. Im Bilkkerbad. Das sind nur drei Stationen mit der Straßenbahn.«
»Was kostet das?« fragte er.
»Es ist nicht teuer. Es ist unglaublich billig.«
»Wieviel?«
»Dreißig Mark für sechs Schwimmstunden.«
»Und wie viele Schwimmstunden braucht man?«
»Das kommt darauf an. Kinder lernen es meistens schon in sechs Stunden.«
»Du bist kein Kind mehr«, erinnerte er sie.
»Bei Erwachsenen dauert es länger«, gab sie zu. »Man rechnet so mit zwölf bis achtzehn Stunden.«
»Das macht sechzig bis neunzig Mark«, rechnete er. »Und die Fahrtkosten.«
»Ich bezahle es von meinem Taschengeld«, sagte Gerda.
»Na, dann hätten wir ja alles geregelt«, sagte er befriedigt und legte den Arm um sie. »Wenn meine kleine Frau nur zufrieden ist, dann bin ich es auch.«

*

Gerda holte die Badesachen aus dem mittleren Wäschefach hervor. Da waren sie in einer Plastiktüte hinter dem Stapel weißer Bettlaken gelagert. Sie öffnete die Tüte und breitete den Inhalt auf der Bettdecke aus. Sie fand zwei verblichene Baumwollbikinis: ihren ersten Bikini in einem rosa-weißen Karo mit Rüschen an den Beinen und

am Busen und den Bikini, den Georg ihr vor der Hochzeitsreise geschenkt hatte, hellblau mit roten Röschen, schlicht und ohne Rüschen. Dafür mit einer Hose, die bis zur Taille reichte, und einem ziemlich geschlossenen Büstenhalter. Georg mochte es nicht so offenherzig. Das Material war ebenfalls Baumwolle. Gerda seufzte. Das war alles etwas zum Sonnen, dazu waren Bikinis ja auch in erster Linie da. Zum Sonnen und nicht zum Schwimmen. Auch der einzige Einteiler in ihrer Tüte war kaum das Richtige. Ebenfalls aus Baumwolle, im Rücken gerüscht und an den Beinen mit einem kleinen Röckchen. Gerda probierte ihn trotzdem an. Er paßte noch wie angegossen. Er mußte an die zwanzig Jahre alt sein. Sie hatte ihn mit Georg gekauft, als die Kinder noch im Kindergarten waren und als sie zum erstenmal an den Wolfgangsee gefahren waren. Damit konnte sie sich heute kaum noch unter die Leute wagen. So was trug niemand mehr. Außerdem konnte sie sich noch genau erinnern, wie unangenehm das Röckchen um die Beine schlabberte, wenn es naß war.

»Georg, ich brauche einen neuen Badeanzug«, sagte sie, als er das Fernsehen nach den Nachrichten abgestellt hatte und sich zufrieden hinter seinem Bier in die Couchkissen zurücklehnte.

Er fuhr hoch. »Wo ist denn der alte? Der, den ich dir gekauft habe, als wir das erste Mal mit den Kindern an den Wolfgangsee gefahren sind?«

»Der ist unmöglich. Mit so einem Badeanzug kann man heute einfach nicht mehr unter die Menschen gehen.«

»Ist er kaputt?« fragte er.

»Nein, er ist noch ganz in Ordnung.«

»Paßt er nicht mehr?«

»Doch, er paßt noch«, mußte sie zugeben.

»Dann brauchst du auch keinen neuen.«

»Doch«, beharrte sie. »Ich brauche einen neuen.«

»So kenne ich dich ja gar nicht, daß du jeden Abend davon redest, was du alles haben willst, wofür du Geld brauchst.«

»Du bist ungerecht.« Tränen stiegen ihr in die Augen. »Ich will doch bloß schwimmen lernen. Und dazu brauche ich einen ordentlichen Badeanzug.«

»Ist ja schon gut, mein Kleines.« Er küßte sie auf die Wange. »Ich habe es doch nicht so gemeint. Wenn du wirklich einen neuen möchtest, dann bekommst du ihn auch. Du weißt doch, daß du alles von mir haben kannst.«

Er fuhr mit der Hand in die Gesäßtasche seiner Hose und förderte ein schwarzes Lederportemonnaie zutage, das sie ihm zu ihrem zwanzigsten Hochzeitstag geschenkt hatte. Das Geld dafür hatte sie von dem Taschengeld zusammengespart, das er ihr zuzüglich zum Haushaltsgeld gab. Er öffnete das Fach mit den Scheinen.

»Wieviel brauchst du denn, Kleines?«

»So an die hundert Mark«, schätzte sie. »Damit komme ich aus.«

»Hier hast du hundertzwanzig«, sagte er. »Dafür kriegst du bestimmt einen schönen. Ich will ja nur, daß meine kleine Frau glücklich ist.«

Sie steckte die Geldscheine in den Gürtel ihres Kleides.

*

Der Badeanzug war aus dünnem Nylon, schwarz mit zwei weißen Seitenstreifen. Ein Material, das superschnell trocknete, wie ihr die Verkäuferin versicherte. Es war das sportlichste Modell, das sie fand, und kostete knapp achtzig Mark. Passend dazu genehmigte sie sich noch eine einfache weiße Badekappe. Die Bademäntel auf dem Ständer streifte sie mit einem sehnsüchtigen Blick. Das wäre schön, wenn sie aus dem Wasser käme und sich gleich in so einem schönen weißen Mantel warmkuscheln könnte. Aber die Anschaffung mußte noch warten. Vielleicht würde Georg ihr den Bademantel zum nächsten Geburtstag schenken. Georg erfüllte ihr jeden Wunsch. Sie mußte ihn nur darum bitten.

*

»Dafür hast du achtzig Mark aus dem Fenster geworfen?«
Georg starrte auf den Badeanzug, den Gerda vor ihm auseinanderfaltete. »So ein formloses Ding? Da haben die sich sicher gefreut, daß sie eine Dumme gefunden haben, die ihnen den abgekauft hat.«

Gerda legte den Badeanzug wieder zusammen und schniefte in ihr Taschentuch.

»Aber Liebling«, entschuldigte er sich sofort. »Wer wird denn so empfindlich sein. Ich wollte dir doch nicht weh tun. Du weißt doch, daß ich Schwarz nicht mag. Das war schon immer so. Schon als kleiner Junge konnte ich Schwarz nicht leiden. Du brauchst bloß Mutter zu fragen.«

*

Gerda stand bis zu den Knien im Wasser und wunderte sich, wie sich die Wellen um ihre Knie kräuselten und das Licht auf ihnen tanzte. Die Kacheln des Schwimmbeckens waren blau und hell wie der Aquamarinring, den die Großmutter ihr zur Konfirmation geschenkt hatte.

»Guten Tag, ich glaube, wir sind verabredet.«

Vor ihr stand ein Mann in Georgs Alter in einer knappen schwarzen Badehose. »Ich bin Ihr Schwimmlehrer. Na, schon tüchtig Angst?«

»Ich weiß nicht«, sagte Gerda und blickte auf die Kacheln am Boden.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte er. »Wir fangen ganz langsam an. Heute planschen Sie nur ein bißchen im Flachen. Legen Sie sich auf den Rücken«, befahl er. »Ja, genau so. Und jetzt entspannen Sie sich. Es kann Ihnen hier überhaupt nichts passieren. Ich halte Sie ja.«

Gerda spürte in ihrem Rücken in Höhe der Lendenwirbel einen festen Halt. Sie schloß die Augen und ließ ihre Arme

auf den Wellen treiben. Sie blieben oben und sackten nicht ab. Das Wasser trug ihre Arme.

»Gut so«, lobte er sie. »Sie sehen ja, das Wasser mag Sie. Und jetzt sehen wir mal, was passiert, wenn ich die Hand wegnehme. Keine Angst, Sie werden nach unten sinken, denn noch habe ich Ihnen nicht beigebracht, wie Sie auf dem Wasser schweben bleiben. Wir machen das auch nur im Flachen. Hier kann überhaupt nichts passieren. Sie werden höchstens ein bißchen Wasser schlucken.«

Schnaufend und nach Luft ringend kam sie wieder an die Wasseroberfläche. Sie schüttelte sich.

»Na, war es schlimm?« fragte er mitfühlend.

»Ich weiß nicht. Ein bißchen«, sagte Gerda.

»Sie sind mir eine«, entgegnete er lachend. »Schlucken eine Handvoll von diesem gräuslichen Chlorwasser und wissen nicht, ob es schlimm ist. Das hab ich ja noch nie erlebt.«

An diesem Tag lernte Gerda die Hand- und Fußbewegungen, die sie machen mußte. Angst hatte sie nicht im flachen Becken. Die Hand unter ihrem Bauch trug sie.

*

»Das Wasser mag mich«, erzählte Gerda stolz.

»Das Wasser mag dich?« fragte Georg.

»Ja, ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll«, setzte sie an. »Ich habe meine Arme einfach treiben lassen, und sie sind auf dem Wasser geblieben.«

»Das ist ja nun nur natürlich«, belehrte er sie, »das spezifische Gewicht von Wasser und deine Arme ...«

»Hör auf«, unterbrach sie ihn. »Ich will nicht alles wegerklärt haben.«

»Wegerklärt?«

»Ja, du erklärst mir alle Dinge so, daß ich mich hinterher über nichts mehr wundern kann. Ich will mich wundern. Ich will staunen, daß meine Arme auf dem Wasser treiben.

Ich will keine sachliche Erklärung dafür. Keinen Vortrag über das spezifische Gewicht von Wasser oder so etwas.«
»Bist du sicher, daß das Schwimmen dir bekommt?« fragte er besorgt.
»Es ist wunderbar, und es bekommt mir prächtig.«
»Was machen deine Kopfschmerzen?« fragte er. »Hast du heute wieder deine Migräne gehabt?«
»Warum fängst du von meinen Kopfschmerzen an? Ich wollte vom Wasser reden.«
»Aber natürlich, Liebling. Natürlich können wir vom Wasser reden.«
Fünf Minuten später verfolgten sie im Fernsehen einen amerikanischen Spielfilm. Er handelte von einem Witwer, der mit seinen Kindern auf einem Hausboot lebte. Gerda schaute gebannt auf die Wellen, die das Hausboot wiegten.
Sie freute sich auf ihre nächste Schwimmstunde.

*

»Das geht ja schon prima«, lobte ihr Schwimmlehrer.
Gerda trug um ihre Oberarme lustige kleine Plastikflügel, die prall mit Luft gefüllt waren. Sie waren leuchtend orange. Gerda planschte mit ihnen in dem Teil des Beckens, in dem sie nur noch auf Zehenspitzen stehen und ihre Nase mühsam über Wasser halten konnte. Immer noch stützte er sie unter dem Bauch leicht mit seiner Hand.
»Sie machen das schon sehr schön. Sie werden noch eine richtige Wasserratte. Das habe ich im Gefühl.«
Er zog seine Hand fort, Gerda schwamm ein paar Züge allein ohne seine Hilfe.
»Ich bin ein Fisch«, scherzte sie und planschte mit den Füßen.
»Was für einer?« fragte ihr Schwimmlehrer.
»Ich weiß nicht«, sagte Gerda und hörte auf zu planschen.

*

Nach der vierten Schwimmstunde traute sich Gerda schon allein mit den Schwimmflügeln ins Tiefe.

»Wie wär's mit Goldfisch?« schlug er vor. »Sie sind ein hübscher Goldfisch. Jedenfalls solange Sie noch die Flügel haben. Danach können Sie sich was anderes aussuchen.«

»Wenn ich mich einmal dafür entscheide, ein Goldfisch zu sein«, sagte Gerda entschieden, »dann bleibe ich auch ein Goldfisch.«

»Sie sind mir eine«, wunderte er sich. »Warum wollen Sie bloß ein Goldfisch bleiben, wenn Sie die freie Auswahl unter den tollsten und buntesten Fischen haben?«

»Ich weiß nicht«, sagte Gerda verunsichert.

»Das habe ich ja schon lange nicht mehr von Ihnen gehört. Mir hat direkt was gefehlt.«

Jetzt mußte sie mitlachen.

*

»Was für ein Fisch wärst du gerne, wenn du die freie Wahl hättest?« fragte Gerda ihren Mann nach dem Abendessen.

»Was für ein Fisch?« fragte er ungläubig.

»Ja, was für ein Fisch«, gab sie zurück. »Wärst du gern ein Hai oder lieber eine Forelle oder ein Goldfisch?«

»Ein Goldfisch oder eine Forelle oder ein Hai«, wiederholte er verblüfft.

»Ja, was du gern für ein Fisch wärst, würde ich gerne wissen.«

»Gerda«, er ergriff fürsorglich ihre Hand. »Findest du nicht, daß du langsam etwas wunderlich wirst?«

»Warum können wir uns nicht einmal über etwas unterhalten, das mich interessiert? Sonst reden wir ja immer über das, was dich interessiert.«

»Und dich interessieren Fische«, stellte er fest. »Und das findest du normal?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Gerda und spürte den Anflug einer Migräne, die sie schon lange nicht mehr gehabt hatte.

*

»Was für ein Fisch wären Sie denn gerne?« fragte sie ihren Schwimmlehrer in der nächsten Schwimmstunde. Diesmal schwamm sie schon ohne Flügel an der Angel durch das Schwimmbecken.

»Hey, Sie machen ja Fortschritte. Wollen Sie etwa doch noch was anderes als Goldfisch werden?«

»Und Sie?« Gerda ließ nicht locker.

»Heute wäre ich gern ein Aal und würde mich einfach nur treiben lassen.«

»Heute?«

»Ja, heute. Morgen wäre ich dann vielleicht lieber ein fleißiges kleines Fischchen, das einem großen die Zahnlücken poliert.«

»Das gibt es?« fragte Gerda, »oder erfinden Sie das alles nur?«

»Das gibt es. In der Natur gibt es einfach alles. Es gibt die tollsten Sachen. Nichts, was es nicht doch gibt. Und es gibt die tollsten Fische. Da kenne ich mich aus.«

»Sie interessieren sich für Fische?«

»Ich interessiere mich für alles, was kriecht und fliegt, im Wasser, auf der Erde, in der Luft. Menschen inbegriffen. Und wofür interessieren Sie sich?« fragte er jetzt. »Für Fische?«

»Ja, im Moment interessiere ich mich für Fische.«

»Na also«, sagte er. »Das ist doch was. Ich hatte schon Angst, Sie würden mir wieder Ihr ›Ich weiß nicht‹ aufsitzen.«

»Aber ich weiß es doch«, sagte Gerda und wunderte sich selbst über diese Antwort.

*

»Heute abend würde ich mich gerne mit dir ernsthaft über Fische unterhalten«, begann Gerda.
»Du suchst Streit«, stellte er fest.
»Nein, ich möchte mich mit dir nur einmal über etwas unterhalten, das mich interessiert. Nicht nur über deine Kollegen, dein Auto, deinen Beruf.«
»Und die Kinder? Reden wir nicht oft auch über unsere Kinder?«
»Wir reden nicht wirklich über sie. Wir reden darüber, wie wir sie gerne hätten. Wie gut wir sie erzogen haben. Wie erfolgreich sie sind. Wir reden nicht wirklich über sie. Ich glaube, wir hätten Silke nicht zur Ehe raten sollen. Das Kind hätte sie auch so großgekriegt. Sie ist nicht glücklich mit diesem Mann.«
»Gerda«, rief er entsetzt. »Das kann doch nicht dein Ernst sein. Glaubst du das wirklich?«
»Ja, das glaube ich«, hörte sie sich mit fester Stimme sagen.
»Das glaube ich wirklich.«
»Du spinnst«, sagte er. »Wir könnten uns keinen besseren Schwiegersohn wünschen. Die Frau, mit der ich zweiundzwanzig Jahre lang eine harmonische Ehe geführt habe, fängt an zu schwimmen und zu spinnen. Was soll ich denn davon halten?« er redete sich in Rage.
»Ich weiß es ja selber manchmal nicht«, gab Gerda zu. »So viele Gedanken gehen mir durch den Kopf.«
»Denk bloß nicht zuviel«, sagte er ernst. »Davon kriegst du nur Kopfschmerzen.«
»Es ist komisch, aber seit ich soviel denke, habe ich eigentlich weniger Kopfschmerzen.«
»Ist das wahr? Machst du dir auch nichts vor? Das ist doch alles lächerlich. Eine Frau in deinem Alter, die schwimmen lernen will. Lächerlich. Hast du es einmal so betrachtet? Eine dumme kleine Hausfrau, die auf einmal Ehrgeiz entwickelt und ausgerechnet schwimmen lernen muß.«

»So siehst du mich?« fragte sie. »Als lächerliche kleine Hausfrau? Als dumme, lächerliche kleine Hausfrau?« verbesserte sie sich.

»Ich habe schon sehr viel Geduld für dich aufbringen müssen in den letzten Wochen. Das ist ja nicht mehr normal, wie du dich aufführst.«

»Meinst du das ernst mit der dummen, kleinen Hausfrau?« wollte Gerda wissen. »Du hast doch gewollt, daß ich zu Hause bleibe, unseren Haushalt führe.«

»Jetzt, wo die Kinder aus dem Haus sind, könntest du ja ein bißchen mitverdienen«, sagte er. »Dann könnten wir uns mehr erlauben. Und was tust du? Du lernst schwimmen.«

»Ich werde mich um eine Arbeit bemühen«, sagte sie.

»Aber so habe ich das doch nicht gemeint. Ich war doch bloß verletzt, weil du so mit mir geredet hast.« Er legte den Arm beschützend um sie. »Es ist ja schon wieder gut, mein Kleines.«

*

»Haben Sie Angst?« fragte der Schwimmlehrer vom Beckenrand herab, die Angel im Arm. »Soll ich Sie an die Angel nehmen, oder geht es ohne?«

»Es geht«, stieß sie zwischen dem Atemholen hervor, bevor sie ihr Kinn wieder ins Wasser legte, und als ihr Kopf erneut aus dem Wasser tauchte, um für den nächsten Zug Luft zu holen: »Es geht gut.«

»Sie sind ein echtes Talent«, sagte er ihr am Ende der Stunde. »So schnell wie Sie lernen es sonst nur die Kinder. Bei einem Erwachsenen habe ich das noch nie erlebt.«

»Das Wasser mag mich«, erwiderte sie stolz. »Dazu brauche ich kaum was zu tun. Es geht wie von selbst. Mit Ihrer Hilfe«, ergänzte sie.

»Na, seien Sie nur nicht so bescheiden. Ich habe wirklich noch nie jemanden erlebt, der es so schnell gelernt hat. Sie können stolz auf sich sein.«

»Stolz«, zögernd wiederholte sie das Wort.

»Stolz wie ein Fisch.«

»Sind Fische stolz?« fragte Gerda.

»Haben Sie schon einmal einen Fisch in einer Tierhandlung gesehen? Wie stolz der durch sein Aquarium schwimmt. Mit geblähten Kiemen und wie er vor sich hinredet.«

»Redet?«

»Na, ja, wie Fische halt reden«, relativierte er. »Mir sagen sie immer: Blas dich nur nicht so auf. Du Mensch da draußen. Du Luftwesen. Ich lebe schon viel länger als du. Ich weiß viel mehr vom Leben.«

»Das erzählen die Fische Ihnen?«

»Nur wenn ich sie ernst nehme, erzählen sie mir das. Wenn ich sie lange beobachte. Ihnen meine Zeit widme. Sonst strafen sie mich mit Verachtung und blasen mir nur das Wasser, das sie ausatmen, ins Gesicht.«

»Sie erzählen Geschichten«, sagte sie.

»Was denn sonst?« entgegnete er. »Wissen Sie, Sie sollten als nächstes den Freischwimmer machen. Das sind fünfzehn Minuten Schwimmen, ohne am Beckenrand Pause zu machen, und ein Sprung vom Einmeterbrett.«

»Das schaffe ich nie«, sagte sie.

»Jetzt erzählen Sie Geschichten. Natürlich schaffen Sie das. Sie müssen es nur wollen.«

*

»Ich kann schwimmen«, erzählte Gerda stolz, als sie mit Georg abends auf der Couch saß. »Ich habe den Freischwimmer gemacht.«

»Das ist schön, sehr schön«, sagte Georg und tätschelte ihre Hand. »Dann kannst du ja jetzt mit den Schwimmstunden aufhören.«

»Aufhören?« fragte Gerda verwundert. »Ich fange doch gerade erst an. Als nächstes mache ich den Fahrtenschwimmer. Das sind dreißig Minuten schwimmen ohne Pause und ein Sprung vom Dreimeterbrett.«

»Und wozu soll das gut sein?« fragte er.

»Dann kann ich richtig schwimmen. Das ist dann etwas, worauf ich stolz sein kann.«

»Weißt du, wie hoch das ist, wie hoch drei Meter sind? Komm mal mit mir ans Fenster, Kleines. Was glaubst du wohl, wie hoch wir hier im zweiten Stock wohnen?«

Gerda trat mit ihm ans Fenster.

»Von hier aus dürften es etwa drei Meter sein. Und da stehst du dann auf einem schmalen Brett, das wackelt, und mußt springen. Von dieser Höhe.«

Die Entfernung vom Fenster bis zum Bordstein hinunter begann Gerda Angst zu machen. Sie trat vom Fenster zurück.

»Ich schaffe es schon. Wenn ich es will, werde ich es schon schaffen.«

»Übernimm dich nicht, Kleines«, warnte er sie. »Sonst liegst du wieder auf der Nase.«

»Ich habe schon einen Monat lang keine Kopfschmerzen gehabt.«

»Oh, schon seit einem Monat«, spottete er. »Seit zwanzig Jahren hast du diese Migräneanfälle, und seit einem Monat hast du keine mehr. Das ist sicher ein Grund zu der Annahme, daß du deine Migräne für immer besiegt hast. Und es wäre schön, wenn es so wäre. Aber gerade deshalb mach ich mir Sorgen um dich und will nicht, daß du dich übernimmst. Willst du wirklich diesen dummen Schein machen?«

»Ja, ich will«, sagte Gerda. »Und ich werde es schaffen. Ich brauche keine Angst zu haben. Das Wasser mag mich.«

*

»Was machen die Fische?« fragte ihr Schwimmlehrer, als sie ihre Trainingsrunden im Becken drehte. »Sind Sie mal in ein Aquarium gegangen und haben mit ihnen geredet?«

»Ich habe mit meinem Mann geredet«, sagte sie.

»Was für ein Fisch ist das denn?« zog er sie auf. »Der Mein-Mann-Fisch?«

Gerda fiel auf, daß sie seit der letzten Schwimmstunde nicht mehr gelächelt hatte.

»Ein Haifisch«, sagte sie zu ihrem Erstaunen spontan, »ein böser Hai, der alle hübschen kleinen Fische verschlingt.«

»Und was sind Sie?« fragte er. »So ein hübscher kleiner Fisch, der sich verschlingen läßt, oder sind Sie auch ein Hai?«

»Gestern war ich ein kleiner Fisch, der fast verschlungen worden wäre, aber heute bin ich schon ein viel größerer Fisch geworden.«

»Na, vielleicht werden Sie ja auch ein Haifisch. Morgen oder übermorgen. Wer weiß. Kommen Sie. Heute üben wir ein bißchen fliegen. Wie ein Delphin. Aber wir fangen klein an. Zuerst fliegen Sie nur von diesem Brett hier. Das ist noch nicht ganz so hoch.«

»Haben Sie Angst?«

»Große«, erwiderte sie ehrlich.

»Kommen Sie«, sagte er. »Es ist ganz einfach. Wir machen es wie beim Schwimmenlernen. Am Anfang helfe ich Ihnen ein bißchen, und dann machen Sie es alleine.«

Schritt für Schritt gingen sie hintereinander auf dem schmalen Brett vorwärts. Sie spürte seine Hände in der Seite, die sie stützten. Am Ende des Brettes sah sie unter sich das helle blaue Wasser des Beckens.

Er ließ sie los.

»Den Rest müssen Sie selber machen. Einfach den Schritt über das Brett hinaus wagen. Ins Wasser. Und wenn Sie kein Wasser schlucken wollen, halten Sie sich am besten

die Nase zu. Es ist Ihre Entscheidung«, sagte er. »Sie müssen nicht. Tun Sie es nur, wenn Sie wirklich wollen.«

»Ich will aber«, sagte Gerda, setzte ihren Fuß vor und ließ sich in das türkisblaue Wasser fallen.

Sie berührte mit den Füßen den Grund, und ein paar Sekunden lang erfaßte sie Panik, ob sie es schaffen würde, rechtzeitig zum Atemholen wieder an der Wasseroberfläche aufzutauchen. Stolz kletterte sie auf der Leiter aus dem Becken hoch.

»Bravo«, sagte er. »Wenn Sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, dann machen Sie es auch.«

Es ist so einfach, waren Gerdas erste Gedanken, als sie den Sprung vom Dreimeterbrett hinter sich hatte. Eigentlich braucht man sich nur fallen zu lassen. Es ist überhaupt nicht schwierig. Unten ist das Wasser, das dich auffängt, nach unten zieht, wieder hochtreibt, an die Luft spült.

Als Gerda den Fahrtenschwimmer bestanden hatte, ging sie in ein Zoogeschäft und kaufte sich einen Goldfisch in einem hübschen runden Glas.

Die Verkäuferin versicherte ihr, daß er pflegeleicht sei, gab ihr das passende Futter mit und klärte sie auf, wie oft sie das Wasser wechseln mußte. Sie stellte den Goldfisch neben die Zimmerlinde auf das Blumenbänkchen. Ein bißchen Grün war ihm sicher recht.

»Gefällt es dir hier bei mir?« fragte sie ihn und stellte sich vor das runde Glas. Er schwamm hochnäsiger seine Bahnen und stieß das Wasser durch die Kiemen, sein Maul lässig blasierend auf und ab bewegend.

»Hey«, sagte sie, »wir könnten Freunde werden. Ich mag das Wasser genauso gern wie du. Ich heiße Gerda. Und wie heißt du?«

Er schwamm, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

»Wir könnten Freunde werden«, beharrte sie. »Überleg es dir.«

Jetzt bewegte er die Flossen auf der Stelle. Das Maul zum Glasrand gerichtet und es nach wie vor unentwegt auf-

und zuklappend, blickte er sie zum erstenmal mit seinen großen Augen an.

»Wie heißt du?«

Gerda probierte ein paar Namen. Heinrich, Peter, Edouard, Alfons, August. Edouard schien ihr noch am ehesten mit den Bewegungen seines Mauls synchron zu gehen.

»E-dou-ard«, pustete er ihr entgegen.

»Angenehm, Edouard, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hoffe, wir werden Freunde werden.«

*

»Was ist das?« fragte Georg, als er nach Hause kam.

»Das ist ein Goldfisch«, klärte Gerda ihn auf. »Er heißt Edouard.«

»Wie kommt der hierher?«

»Aus einer Zoohandlung. Ich habe ihn hierher geholt.«

»Du hast Geld für ihn ausgegeben.«

»Goldfische sind nicht teuer«, sagte Gerda.

»Und das Futter und das Glas?«

»Es hat wirklich nicht viel gekostet«, verteidigte sich Gerda.

»Seit wann tätigt meine Frau Anschaffungen, ohne daß ich vorher informiert werde?« Die Ader an seiner Schläfe schwoll beträchtlich an.

»Es ist keine Anschaffung. Es ist ein Goldfisch«, stellte Gerda klar.

»Und wozu brauchen wir einen Goldfisch? Wozu?«

»Brauchen«, überlegte Gerda. »Wir brauchen Edouard eigentlich nicht. Aber er ist einfach hübsch.«

»Hübsch?« wiederholte Georg ungläubig. »Was ist an diesem Fisch hübsch? Er guckt blöde immer nur geradeaus und schwimmt dämlich im Kreis.«

»Ich finde, du beleidigst Edouard«, wies sie ihn zurecht.

»Das hat er nicht verdient.«

»Ja, sag mal, bist du denn noch normal? Du redest von diesem glubschägigen Monster, als wäre es ein Mensch.«

»Es ist kein Mensch«, gestand Gerda ein, »es ist ein Fisch. Ein Goldfisch. Aber auch Fische haben eine Seele. Vielleicht kann Edouard dich hören, und es verletzt ihn, was du sagst.«

»Ich bin in einem Tollhaus«, schrie er. »Meine Frau lernt schwimmen, sie plagt sich für irgendwelche dummen Schwimmprüfungen, und jetzt schleppt sie auch noch Fische ins Haus.«

»Einen Fisch«, stellte Gerda klar. »Einen hübschen kleinen Goldfisch. Ich finde, wir sollten nett zu Edouard sein. Sicher haben wir ihn schon beleidigt mit diesem ganzen Gerede.«

»Ja, bist du denn verrückt. Soll ich mir in Zukunft von einem Goldfisch vorschreiben lassen, was ich sagen darf und was nicht?«

»Fische sind schon länger auf der Erde als wir Menschen. Wir sollten ihnen mit etwas mehr Respekt begegnen.«

»Ich finde, du solltest ein bißchen netter zu mir sein. Ich bin schließlich dein Mann. Und ich Sorge dafür, daß du hier in dieser hübschen Wohnung sitzen kannst und schwimmen gehen und neue Dinge lernen, während ich acht Stunden lang an einem Schreibtisch sitzen muß. Da habe ich doch verdient, daß ich wenigstens zu Hause meine Ruhe habe, oder?«

»Edouard ist nicht laut«, sagte Gerda. »Das kannst du nicht sagen, daß er deine Ruhe stört.«

*

»Wo ist Edouard?« fragte Gerda mit zitternder Stimme, als sie am Donnerstagnachmittag vom Schwimmen kam. Sie ging an zwei Vormittagen und an einem Nachmittag in der Woche schwimmen und fühlte sich sehr gut dabei.

Georg saß auf der Couch hinter seinem Bier.
»Komm, setz dich, Kleines«, sagte er und legte den Arm um ihre Schulter. Sie schüttelte den Arm ab.
»Was ist mit Edouard?«
»Dein Edouard schwimmt jetzt mit seinen Freunden in der Kanalisation. Da hat er gutes Futter. Deinem Edouard geht es jetzt bestimmt besser als hier in seinem Glas.«
»Du hast ...«
»Ich habe Edouard die Toilette hinuntergespült, und jetzt schwimmt er sicher glücklich und zufrieden in einer nahrhaften Umgebung. Sehr nahrhaft«, wiederholte er und nahm einen Schluck von seinem Bier.
»Warum hast du das getan?« fragte sie. »Warum hast du mir das angetan?«
»Weil es besser für dich ist.« Er legte wieder den Arm um ihre Schultern. Diesmal fehlte Gerda die Kraft, ihn abzuschütteln. »Ich weiß doch, was gut ist für meine Kleine«, flüsterte er in ihr Ohr. »Dieser Edouard hätte dich verrückt gemacht. Du hast schon angefangen, dich mit ihm zu unterhalten. Dich mit einem Fisch zu unterhalten. Ich wollte meine kleine Frau doch nur beschützen, deshalb habe ich deinen Edouard in den Abfluß getan.«
Gerda fühlte, wie ein Rauschen in ihrem Hinterkopf einsetzte, das einen Migräneanfall ankündigte.
»Vergiß deinen Edouard, Kleines. Du hast doch mich. Und ich habe mir etwas ganz Besonderes einfallen lassen, Kleines. Zu unserem Hochzeitstag. Wir beide machen mal wieder Ferien. Ganz allein. Und diesmal fahren wir ans Meer. Da, wo es am blauesten ist, Liebes. Nicht nach Mallorca wie dein Bruder. Wir fahren in die Karibik. Dort gibt es die tollsten Fische überhaupt. Ganze Schwärme, in allen Farben. Da wirst du deinen Edouard schon vergessen.«

*

»Wie geht es Edouard?« fragte ihr Schwimmlehrer, als sie ihn am nächsten Morgen im Schwimmbad traf.
»Edouard«, sie schluckte, »mein Mann ...« Sie konnte nicht weiterreden.
»Goldfische sind tapfere kleine Tiere. Die wirft so schnell nichts um«, versuchte er sie aufzumuntern.

*

Das Meer war so blau, daß sie es kaum glauben konnte. Viel blauer und viel weiter, als sie es sich in ihren kühnsten Träumen vorgestellt hatte. So mußte das Paradies sein. So durchsichtig, so zart, so farbenfroh, so wild und so geheimnisvoll. Am liebsten hätte sie den ganzen Tag im Wasser verbracht. Georg lächelte nachsichtig, wenn sie nach dem Frühstück mit den Schwimfflossen und der Taucherbrille loszog. Der Vormittag gehörte ihr. Während Georg mit den Männern Karten spielte, schnorchelte sie am Korallenriff. Sobald sie ihren Kopf auf das Wasser legte und nach unten schaute, war ihr, als wäre sie selbst ein Teil dieser farbenprächtigen Wasserwelt. Sie beobachtete die Fische, die durch das Korallenriff schwammen, und fühlte sich diesen stummen Lebewesen seltsam verwandt. Wenn sie dann wieder an Land ging und Georg von weitem auf der Hotelterrasse sitzen sah, kam er ihr vor wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

»Na, Kleines, habe ich dir zuviel versprochen?« fragte Georg immer wieder stolz, wenn sie am Nachmittag mit einem der Boote, die einen Boden aus Glas hatten, aufs Meer hinausruderten. Es war ein Traum. Ein wilder, bunter Traum. Nach wie vor hielt sie den Atem an, wenn ein Fischschwarm genau vor ihren Augen unter dem Boot herschwamm.

»Glaubst du jetzt, daß Fische eine Seele haben?« fragte sie Georg, als gerade ein besonders leuchtender Fischschwarm unter dem gläsernen Boden durchzog und sie

sich beide über den Rand des Bootes lehnten, um zu sehen, wie die Fische weiterschwammen.

»Eine Seele? Sei nicht kindisch, Kleines«, entgegnete er. »Das hier ist alles nur für uns da. Am besten, gut gegrillt mit einer schmackhaften Sauce auf der Clubterrasse.«

Er wollte es nicht anders. Gerda haute ihm das Ruder über den Kopf, packte ihn mit beiden Armen und warf ihn über Bord. Wasser spritzte auf, das Boot schaukelte ein wenig. Die Wellen beruhigten sich in der Weite des Meeres. Weit und breit war kein anderes Touristenboot zu sehen. Der Sonnenball war am Horizont schon zur Hälfte ins Meer gefallen. Die meisten Gäste saßen um diese Uhrzeit auf der Clubterrasse und tranken ihren Aperitif. Die Oberfläche des Wassers war wieder spiegelglatt.

Gerda hoffte, daß es ein paar Fische geben würde, die sich über den Leckerbissen freuten, den sie ihnen beschert hatte. Sie hoffte, daß es Edouard gutging. Mit dem Zeigefinger fuhr sie an der scharfen Seitenkante des Bootes entlang, bis die Fingerkuppe blutete und das Blut ins Wasser tropfte. Im Reiseführer stand, daß schon ein paar Spritzer genügten, um die Haie anzulocken.



*Buchpremiere in Dortmund (Stadt- und Landesbibliothek)
mit »Auch brave Mädchens tun's«, 1990 (Foto privat).*

Erstaunliche Werte

»Ja, wo haben wir denn unsere Laborwerte?« Der Mann im weißen Kittel wühlte in einem Wust von Papieren, die sich vor ihm auf dem Schreibtisch stapelten. »Wo verstecken sich die kleinen Teufelchen bloß, haha.« Hände mit blondem Haarflaum pflügten durch die Papiere, zupften ein Blatt hervor, schoben es weiter. »Ah«, grunzte er befriedigt. Er hielt einen Zettel hoch. »Agnes Sturm. 24.4. Da sind unsere Ausreißerchen ja schon.«

Agnes beobachtete den Doktor. Die Brille mit dem dunklen Gestell hoch über die kahle Stirn geschoben, Kopf und Nase tief über das Papier gebeugt, saß er da und las. Sie sah alles ganz klar. Nicht wie beim letzten Mal. Als alles unter einem grauen Schleier lag.

»Unglaublich, das ist einfach unglaublich.« Der Doktor haute mit der flachen Hand auf das Papier. »Phantastische Werte, unerhört. Und jetzt ist die Frage, wie haben wir beide ...«, er kniff Agnes verschwörerisch ein Auge zu, »... das so wunderbar geschafft?«

Mit Schwung zog er eine Schublade seines Schreibtischs auf.

Agnes sah Karteikarten unterschiedlicher Farbe, auf denen kleine bunte Metallschilder tanzten.

Er fischte eine gelbe Karte heraus, überflog, was darauf stand. »Furchtbar«, stöhnte er auf. »Ganz grauenhaft, Ihre Werte vor drei Monaten. Unter Freunden ...« Er schob die Brille von der Stirn auf die Nase und sah sie ernst durch die Gläser an. »Ich hätte Ihnen noch ein, zwei Jahre gegeben. Mehr nicht. Aber jetzt ...« Er rückte die Brille zurecht. »Mit diesen Werten können Sie gut und gerne ... hundert werden.«

»Eine Tante von mir wurde hundertzwoölf«, sagte Agnes.

»Dann werden Sie hundertzwanzig«, trompetete er. »Machen Sie sich schon einmal darauf gefaßt.«

Er beugte den kahlen Kopf über die Karteikarte.

»Und wie haben wir beide das Wunder geschafft? A-ha«, tönte er laut. »Wir haben einen Ernährungsplan aufgestellt. Hab ich es mir doch gedacht. Ich sage immer, ewige Jugend beginnt im Darm.«

»Sie haben mir eine Tabelle mitgegeben«, erinnerte sich Agnes. »Welche Sachen ich zusammen essen darf und welche nicht.«

»Trennkost«, der Doktor nickte beifällig.

»Haferflocken mit Banane. Davon habe ich Verstopfung gekriegt.«

»Die Umstellung bringt Probleme. Aber dann ist der Erfolg im Nu da, wunderbar.« Er strahlte sie an. »Ernährung ist alles. Jeder Mensch hat das Schicksal seiner Jugend und seines Alters selbst in der Hand.«

»Meine Ernährung habe ich tatsächlich umgestellt«, gab Agnes zu.

»Gesunde Zellen werden nur durch gesunde Nahrung aufgebaut«, posaunte er gutgelaut. »In gesundem Gewebe hat der Krebs keine Chance. Dreiundfünfzig Prozent aller Todesfälle sind durch ernährungsbedingte Krankheiten verursacht. Schätzen Sie einmal, wie hoch die Kosten für die Behandlung ernährungsbedingter Krankheiten sind? Nur zu, was meinen Sie?«

»Keine Ahnung«, sagte Agnes. »Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Die Kosten für die Behandlung ernährungsbedingter Krankheiten liegen bei jährlich zweiundvierzig Milliarden DM.« Er lehnte sich zufrieden in seinem Sessel zurück. »Na, was sagen Sie jetzt? Bei Gesamtausgaben im Gesundheitswesen von derzeit etwa zweihundert Milliarden Mark.«

»Das ist eine Menge«, gab Agnes zu.

»Der Mensch ist, was er ißt. Wenn alle danach lebten, wäre ich arbeitslos.« Er zwinkerte ihr zu. »Gut, daß nicht alle so klug sind wie Sie. Sonst würde ich hier an meinem Schreibtisch sitzen und mit mir selbst ›Mensch

ärgere dich nicht spielen, haha.«

Er wurde wieder ernst.

»Niemand kann für uns essen. Niemand kann für uns verdauen. So ist das nun einmal. Naturbelassene Nahrung ist der Weg zu Gesundheit und Wohlbefinden.«

»Naturbelassen vertrage ich nicht. Davon bekomme ich Blähungen und kann nicht schlafen ...«

»Aber Sie haben doch meinen Ernährungsplan befolgt?«
Er sah Agnes aus zusammengekniffenen Augen an. »Das richtige Verhältnis von säurebildender zu basenbildender Nahrung beachtet?«

»Nicht direkt.« Agnes wand sich unter seinem Blick.

»Wie sieht Ihr Frühstück aus?« fragte er streng.

»Kaffee«, beichtete Agnes. »Schwarz.«

»Koffein«, stöhnte er. »Koffein ist Gift.«

»Ich weiß«, sagte Agnes mit entschuldigendem Blick.

»Aber er schmeckt.«

»Und was essen Sie morgens?«

»Nichts. Ich trinke nur Kaffee.«

»Keine Früchte? Kein Frischkornbrei? Kein Obstsaft? Nichts?«

Agnes schüttelte den Kopf.

»Und wann essen Sie etwas?« fragte er.

»Am Mittag.«

»Und was?«

»Naturbelassen ist es nicht«, entschuldigte Agnes sich.

»Was essen Sie?« Er sah sie streng über den Rand der Brille an.

»Italienische Küche. Pizza und Pasta.«

»Weißmehl?« fragte er entsetzt.

»Das ist es wohl«, gab Agnes zu. »Aber auch viel Gemüse.«

»Salat?«

»Die Saucen sind zu mächtig. Einen Salat zusätzlich schaffe ich nicht.«

»Sie ernähren sich ausschließlich von gekochter Kost?«
Seine Stirn runzelte sich.

»Nicht nur gekocht«, sagte Agnes. »Auch gebacken.«
 »Was genau essen Sie?«
 »Pizza Capricciosa«, fing Agnes zaghaft an. »Pizza Roma, Pizza Diavolo«, fuhr sie mit wachsendem Selbstvertrauen fort. »Pizza Prosciutto, Quattro Stagioni. Und natürlich Spaghetti. Spaghetti Napoli, al pesto, Spaghetti Carbonara, Spaghetti di Mare«, zählte Agnes auf. »Tortellini alla panna, Bolognese, Spinaci al forno ...«
 »Hören Sie auf ...« Er starrte sie fassungslos an.
 »Ich habe noch Lasagne vergessen und Cannelloni und Maccheroni ...«
 »Keine Trennkost nach Hay?«
 »Italienische Küche nach La Perla«, sagte Agnes, »dem einzig wahren Pizza-Expresß.«
 »Denaturierte, entwertete, aller wertvollen Vitalstoffe beraubte Nahrung«, schimpfte er los. »Erzählen Sie mir nicht, daß das Ihre Ernährung im letzten Vierteljahr war?«
 »Jeden Mittag und jeden Abend.«
 »Zweimal pro Tag?« fragte er ungläubig.
 »Mir würde einmal am Tag reichen«, gab Agnes zu.
 »Sie müssen eine gute Rente haben, wenn Sie sich zweimal am Tag Essen bestellen können ...«
 »Wo denken Sie hin«, sagte Agnes. »So üppig ist meine Rente nicht. Ich könnte das nicht bezahlen. Aber Antonio ist so fürsorglich ...«
 »Antonio?« Der Doktor runzelte die Stirn.
 »Antonio ist der Neffe vom Besitzer«, klärte Agnes ihn auf.
 »Ein freundlicher junger Mann, die Seele vom Pizza-Expresß. Ich bestelle immer nur mittags. Aber er kommt abends zusätzlich. Bezahlen muß ich nur mittags, abends nicht.«
 »Zweimal täglich warm.« Er hielt die gelbe Karteikarte hoch. »Und dann diese Werte. Ich verstehe das nicht ...«
 Agnes sah auf ihre Uhr. »Ich muß gehen, Herr Doktor.«
 »Warten Sie noch einen Moment, bitte«, beschwor er sie.

»Ich bin Arzt. Wenn es nicht an der Nahrung liegt ... Ihre phantastischen Blutwerte sind ein Rätsel für mich.«
Agnes dachte eine Weile nach. »Vielleicht liegt es an ...«
Sie zögerte.
»Ja?« forderte er sie auf. »Was meinen Sie?«
»Vielleicht liegt es an der Temperatur des Essens.«
»Der Tem-pe-ra-tur?« Er sah sie ratlos an.
Agnes spürte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.
»Ich esse alles immer kalt.«
»Kalte Pizza? Kalte Tortellini?«
»So ist es«, bestätigte Agnes.
»Die Temperatur«, murmelte er. »Eine interessante Idee. Aber ja. Was wissen wir schon darüber, was sich beim Erkalten gekochter Nahrung abspielt, wie sich die Niedrigtemperatur auf die Säureendprodukte der Natur auswirkt ... Faszinierend. Wir könnten da einer bahnbrechenden Neuerung auf der Spur sein«, ereiferte er sich. »Das muß ich testen. Am besten gleich an einer ganzen Rattenpopulation. Eine ganz heiße ... äh, kalte Spur, haha.« Er strahlte sie an. »Und jetzt müssen Sie mir verraten, wie Sie dazu gekommen sind, mit der Temperatur zu experimentieren. Die Idee ist so einfach. Und genial.«
»Das mit der Temperatur hat sich eher zufällig ergeben«, gestand Agnes.
»Zufällig?«
»Wenn Antonio kommt, stellt er das Essen heiß bei mir in der Küche auf der Anrichte ab.«
»In einer Verpackung, die die Wärme speichert?«
»Genau so«, bestätigte Agnes.
»Und was machen Sie damit? Stellen es in den Kühlschrank?«
»Dazu habe ich gar nicht die Zeit, selbst wenn ich wollte.«
»Keine Zeit?«
Agnes stieg das Blut in die Wangen. »Wir haben ja nicht viel Zeit zusammen, Antonio und ich. Und die wollen wir

nicht mit Essen vertun. Wir singen nämlich gerne zusammen«, sagte sie schnell, »und er erzählt mir von den Kunden und seiner Familie, und wir sitzen zusammen auf dem Balkon und auf dem Bett ...«

Das Wort stand im Raum. Agnes fühlte, wie ihr noch mehr Blut in die Wangen schoß.

»Jetzt muß ich wirklich gehen«, entschuldigte sie sich. »Um halb eins steht Antonio vor meiner Tür und wartet mit einer Pizza Funghi auf mich.«

Der Doktor sah der weißhaarigen Patientin nach, die durch die Tür entschwand. Er nahm die Brille vom Kopf und ließ sie an einem Bügel um die eigene Achse kreisen. Einmal, zweimal, dreimal. Er stoppte abrupt und setzte die Brille wieder auf.

Mit ausgreifenden Schritten lief er zur Tür, riß sie weit auf. »Frau Müller«, dröhnte er.

Die Frau im Vorzimmer zuckte zusammen.

»Besorgen Sie mir eine Pizza. Egal, welche. Und zwar sofort.«

Harte Landung

»Wer steht diese Woche auf dem Putzplan?« Lilo kippte eine kräftige Ladung Null-Null ins Klo Becken und bearbeitete mit der Bürste die braunen Ringe.

Iris lehnte den Schrubber an die Wand und suchte auf der proppenvollen Pinnwand der ›Spielstube‹ den Zettel mit dem Putzdienst.

»Du wirst es nicht glauben ...«

Ihre Worte gingen im Rauschen der Klospülung unter.

»Ich hab nicht verstanden«, schrie Lilo gegen den Lärm an und kippte mehr Ätzipulver ins Klo.

Iris setzte sich auf die unterste Treppenstufe. Mit den Fingernägeln knibbelte sie einen noch weichen Kaugummi aus dem Holz des Geländers. »Du wirst es nicht glauben«, wiederholte sie.

»Mach's nicht so spannend.« Lilo kam aus dem Klo und hockte sich zu Iris. »Willst du'n Bonbon? Die hab ich hinter der Klotür gefunden. Hat einer der kleinen Süßen da gebunkert. Sowieso Quatsch, das zu verbieten.« Lilo fischte ein rotes Nilpferd aus der Tüte. »Garantiert ohne Farbstoff«, las sie vor. »Und, für wen ackern wir diesmal?« »Auf der Liste stehen Uli und Andreas.«

»K.o. in der ersten Runde.« Lilo schob sich ein grünes Gummikrokodil zwischen die Zähne. »Irgendwas müssen wir falsch machen, daß wir unsere eigenen Männer nicht zum Putzen hierherkriegern.«

»Der Uli ist im Moment total gestreßt mit seinem neuen Chef. Er schiebt dauernd Überstunden«, verteidigte Iris ihren Mann.

»Ist ja schon gut.« Lilo biß einem lila Löwen ins Hinterteil. »Andreas verdrückt sich auch jedesmal, wenn Arbeiten angesagt ist. Und redet mir noch ein schlechtes Gewissen ein.«

»Ein schlechtes Gewissen?«

»Ich verderbe ihm die Laune. Wenn er gut drauf ist, rede ich angeblich immer davon, was alles gemacht werden muß und so. Ich ziehe ihn total runter, sagt er.« Lilo schob sich einen rosa Storch und ein grünes Kamel in den Mund.

»Dem Uli darf ich mit so was schon gar nicht erst kommen. Da hat der kein Ohr für.«

»Was siehst du da draußen am Himmel?« fragte Lilo. Iris schaute durch die mit Fingerfarben bemalten Scheiben. »Was soll ich schon sehen? Grauen, versmogten Großstadthimmel.«

»Das ist unsere Schuld«, verkündete Lilo.

»Also meine nicht, ich fahre Fahrrad.«

»So meine ich das nicht. Ohne uns wär da reger Flugverkehr.«

Iris sah Lilo verständnislos an.

»Wenn es uns Frauen nicht gäbe, dann flögen da draußen lauter Männer herum. Wie Superman über den Wolken. Wir Frauen sind die Klötze am Bein der Männer, die sie davon abhalten zu fliegen.«

»Wir sind das Bodenpersonal«, stellte Iris mit gepreßter Stimme fest. »Weißt du, was er am Wochenende macht, statt sich mal um die Kinder zu kümmern? Er nimmt Flugstunden.«

»Paßt doch«, sagte Lilo. »Andreas springt neuerdings Fallschirm. Was haben die eigentlich früher am Wochenende gemacht?«

»Früher.« Iris sah verträumt in den grauen Himmel. »Da sind wir zusammen spazierengegangen und ins Kino, und am Wochenende haben wir 'ne Fahrradtour gemacht.«

»Wie habt ihr euch eigentlich kennengelernt?«

Iris kicherte. »Das glaubst du mir nie.«

»Los. Erzähl.« Lilo zerknüllte das Bonbonpapier und warf es in Richtung Kehrblech.

»Also, ich fahre jeden Morgen mit dem Bus zu meiner Lehrstelle ...« Iris lehnte sich auf der Treppe zurück und

streckte die Beine. »Und da steht in der Ecke so ein attraktiver Typ. Total müde und verpennt. Ab und zu sind ihm die Augen zugefallen. Das fand ich total süß. Ich hab ihn angequatscht.«

»Und?« Lilo schabte mit ihrem Fingernagel an einem getrockneten Kaugummi, der unter der Treppenstufe klebte.

»Sie sind der verknittertste Typ, der je mit diesem Bus gefahren ist«, hab ich gesagt.«

»Und er? Scheiße.« Lilo betrachtete den eingerissenen Nagel ihres Zeigefingers.

»Wenn Sie heute abend Zeit haben, können Sie mich knitterfrei haben«, hat er geantwortet.«

»Hätte ich ihm gar nicht zugetraut.« Lilo steckte den Zeigefinger in den Mund.

»Wir sind am Rhein spazierengegangen und haben geredet. Die ganze Nacht«, schwärmte Iris. »Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, daß wir so was mal gemacht haben. Ich meine, richtig reden. Nicht nur: ›Wer holt morgen Babsi um halb eins in der Schule ab?‹«

»Meinst du, bei uns war das anders?« Mit einem Ruck zog Lilo das lose Stück Nagel vom Finger. »Autsch ... Andreas wollte mir die Sterne vom Himmel holen. Heute muß ich treten, wenn er mal Brötchen holen soll.«

Iris hob das Kehrblech vom Boden. »Schon komisch. Hat alles im siebten Himmel angefangen. Und jetzt sind wir das Putzpersonal am Boden.«

»Eigene Schuld, wenn wir das mitmachen.« Lilo packte mit Schwung den Putzeimer. »Auf zum Endspurt ... Nächste Woche bin ich nicht schon wieder hier. Das schwör ich dir.«

Als Lilo nach Hause kam, saß Andreas in seinem Sessel und las in einem Buch. An dem Einband mit den blauweißen Wolken erkannte sie es sofort. ›Sicher und elegant aus den Wolken. Das Einmaleins der perfekten Sprünge.‹

Lilo fühlte, wie sich die Wut als Klumpen in ihrem Bauch ballte. Ich putze, reiße mir die Fingernägel an steinhartem Kaugummi ein, und er macht Probesprünge. Als nächstes fege ich für ihn noch das Rollfeld, damit er besser abheben kann.

»Wo sind die Kinder?« fuhr sie ihn an.

»Draußen, die haben sich gefreut, daß sie raus durften.«

»Vielleicht hätten sie zur Abwechslung auch gern mal mit ihrem Vater gespielt.«

»Du müßtest dich jetzt sehen: die reinste Furie.« Andreas funkelte sie böse an.

»Hol die Kinder. Sie müssen zu Abend essen und ins Bett.«

Er schlug das Buch zu und stand auf.

»Übrigens, morgen beim Geburtstag deines Vaters kannst du nicht mit mir rechnen. Ich lasse mich nicht von dir rumkommandieren.«

Mit einem Knall fiel die Wohnungstür hinter ihm ins Schloß.

Lilo lief in Andreas' Zimmer und zog die blaue Sporttasche aus dem Schrank. Sie öffnete den Reißverschluß.

Einmal, ein einziges Mal, soll auch er die Schwerkraft zu spüren bekommen, dachte Lilo, als sie die Tube mit dem Sekundenkleber zwischen die Falten der Fallschirmseide hielt und ausdrückte. Sie blickte auf das Päckchen mit dem Notfallschirm. Sollte sie ihm die Chance noch lassen?



Buchmesse Frankfurt, Empfang zum 40jährigen Bestehen des Fischer-Verlags, mit Ingeborg Mues, 1991 (Foto privat).

Romane mit Kriminalkommissarin Beate Stein

Vorstellung der Ermittlerin

Mein Name ist Stein, Beate Stein.

Ich schieße, trete Türen ein und lasse mich nicht einmachen. Von nichts und niemandem. Aber was Gefühle angeht, bin ich ein jämmerlicher Feigling.

Er sah mich an aus seinen dunklen Augen.

Ich sah an ihm vorbei nach draußen.

Die Herbstsonne stand über dem Hafen. Ein Kahn mit blauweißroter Flagge schwamm durch das Wasser. Wellen klatschten gegen die Metallbohlen.

Ich räusperte mich und suchte nach Worten.

»Es liegt nicht an dir. Du bist schon in Ordnung.«

Der Kahn mit den Containern dockte auf der anderen Kanalseite an.

Ich atmete tief durch und sprach weiter.

»Ich bin einfach kein Typ für so was. Ich hasse es, für jemanden verantwortlich zu sein. Ich halte das nicht aus. Jemand, der zu Hause auf mich wartet, auf mich angewiesen ist. Das ist, als würde ich ersticken.«

Er ließ mich nicht aus den Augen.

»Ich habe es doch versucht«, verteidigte ich mich. »Es ist nicht so, als würde ich es mir leichtmachen. Sechs Wochen lang habe ich es versucht. Ich schaffe es einfach nicht.« Meine Stimme klang trotzig. »Ich kann für niemanden Verantwortung übernehmen. Ich habe für mich selbst ja schon alle Hände voll zu tun.«

Er musterte mich stumm mit seinen vorwurfsvollen Augen.

»Eins verspreche ich dir. Du kommst in gute Hände.«

Ich steckte den Zeigefinger durch die Gitterstäbe und kraulte dem Kaninchen die watteweichen Backen.

»Es ist nicht, daß ich dich nicht mag.«

Das Kaninchen preßte die Backe gegen meinen Finger.
»Ich bin verkorkst. Bindungsscheu. Zu große Nähe macht mich einfach nervös.«
Mit drei Fingern kraulte ich ihm den grauen Pelz hinter den Ohren.
»Allein schon mein Job. Ich kann nicht arbeiten, wenn ich daran denke, daß zu Hause jemand sitzt und wartet.«
Das Kaninchen schloß die Augen und überließ sich meinem Streicheln.
Auf den Treppen vor der Anlegestelle lag ein Pärchen und knutschte.
»Wir bleiben Freunde. Das verspreche ich dir.«
Das Telefon schellte.
Ich zog den Hörer an mein Ohr. »Ja?«
»Ich habe Ihre Anzeige gesehen.«
»Welche Anzeige?«
Der Nagezahn saß auf seinen Hinterpfoten und spitzte interessiert die Lauscher.
»Sie wissen schon. Lady Elvira. Sie sieht dich. Sie nimmt dich. Sie versaut dich.«
»Sehr witzig.« Ich knallte den Hörer auf die Gabel.
Es gibt jede Menge Männer, denen ich diese Nummer zutraue. Kollegen. Alte Kunden. Wenn ich ehrlich bin, kenne ich keinen, dem ich sie nicht zutraue.
Lady Elvira. Toll.
Ich schnappte mir den Käfig mit dem Schlappohr. Er riß die Augen auf und preßte sich platt auf den Boden.
Diesmal ließ ich mich nicht erweichen. Diesmal stellte ich ihn nicht zurück auf die Fensterbank. Gefühle hin, Gefühle her. Er war ein Männchen. Und noch war ich nicht soweit, mit einem Vertreter des männlichen Geschlechts mein Leben zu teilen.
Ich hängte mir die Tasche mit der Pistole über die Schulter. Wenn es etwas gibt, das ich an meinem Beruf hasse, dann ist es das. Daß ich nie mehr einfach so zur Tür hinausgehe, ohne Pistole. Auch nicht, wenn ich freihabe. Ich

weiß zu gut, was einer Frau in dieser Stadt zu jeder Tages- und Nachtzeit passieren kann. Ich habe mehr als eine Frau gesehen, die am helllichten Tag neben dem Eingang zum Supermarkt vergewaltigt und getötet wurde. Das Leben war leichter, als ich weniger wußte. Vor der Tür war es angenehm warm. Das Klirren schwerer Eisenketten hallte über das Wasser. Das Pärchen auf den Stufen ließ sich von dem Lärm nicht stören. Hingebungsvoll knutschte es weiter. Ein gelber Container hing zwischen den Klauen einer dicken Metallspinne. Ich stellte den Käfig auf den Rücksitz und fuhr los.



Nach einer Buchpremiere in der Stadt- und Landesbibliothek, Dortmund, 1992 (Foto privat).



Während der Dreharbeiten von »Kalte Küsse«, 1996 (Foto privat).

Kalte Küsse

3

Der Raum war riesig. Irgendwo in der Ferne sah ich eine Glaswand, in der sich eine Couchgarnitur mit Kamin spiegelte. Die Küchenzeile mit dem blitzenden Chrom und den blankgeputzten Küchengeräten hätte jedem Feinschmeckerlokal Ehre gemacht. Von der Profi-Espressomaschine über dem Küchenblock bis hin zu der Sammlung von bunten Essigflaschen, in denen Gewürzweige schwammen. Alles perfekt.

Das einzige, was nicht ins Bild paßte, waren die Wasserlächen auf den rosa Keramikplatten am Boden und die tropfenden Päckchen auf der Marmorplatte über dem Gefrierschrank.

Ich kannte nur zu gut das Gefühl, das sich jetzt in meinem Magen breitmachte. Mein Magen wußte, daß das keine Feinschmeckermenüs waren, die da in den Plastikbeuteln schwammen. Durch die beschlagenen Wände eines Beutels sah ich eine runde Fleischmuschel, die entfernt an ein menschliches Ohr erinnerte. Mein Blick glitt über die Plastiktüten. Während sich meine Magenwände zusammenkrampften, überschlug mein Verstand die Anzahl der Tüten, die in dem Gefrierschrank Platz hatten.

»Ein Toter?«

Weber nickte.

»Ein Mann. Willst du mal sehen?«

Mit spitzen Fingern packte er einen Beutel und ließ ihn vor meinen Augen baumeln. Der Mörder hatte dem männlichsten aller Körperteile ein eigenes Tütchen reserviert. In meinem Magen gurgelte es verhalten. Es ist ein Vergnügen, mit Männern zusammenzuarbeiten. Sie sind so zartfühlend.

»Schöne Schweinerei.«

Das war ich. Reden tut gut. Auf jeden Fall besser, als sich zu sehr auf die Situation einzulassen. Besser, als zu kotzen. Schon allein wegen der Zuschauer. Weber hatte zwar auch schon mal gereihert, als wir die verkohlten Reste einer Leiche in einem Schuppen gefunden hatten. Das hieß noch lange nicht, daß ich ihm den Anblick einer kotzenden Kollegin gönnte.

»Ist das schlimm, daß ich das da ausgeräumt habe?«

Die Frau, die uns hereingelassen hatte, sah mich ängstlich an.

»Das ist schon in Ordnung«, beruhigte ich sie.

»Ich mußte doch gucken, ob das noch gut war.«

Sie zeigte auf die Tüten, unter denen sich Pfützen gesammelt hatten. Das Wasser machte leise plopp, als es vom Gefrierschrank auf den Boden tropfte.

»Soll ich vielleicht das Wasser ...?«

Sie deutete auf einen roten Plastikeimer, über dem ein ausgewrungener Aufnehmer hing.

»Nein. Tun Sie das bitte nicht. Rühren Sie den Eimer nicht an. Er wird von den Kollegen noch untersucht.«

Weber warf mir einen Blick zu. Ich legte los.

»Wir brauchen die Leute von der Spurensicherung, zwei bis drei Mann. Einen Gerichtsmediziner, am besten Fleischer persönlich. Und vergiß nicht den Staatsanwalt. Fällt dir noch was ein?«

»Presse. Du kennst den Alten. Da muß morgen schon was laufen.«

»Sag ihm, er soll sich melden, wenn er uns heute noch haben will. Sonst noch was?«

Er zögerte.

»Du weißt, daß Kerner alles tun wird, um dir den Fall abzufragen. Der braucht ganz dringend was nach den letzten beiden Flops.«

»Da muß er früher aufstehen.«

»Nimm's nicht zu leicht. Der ist nicht allein. Die gönnen einer Frau so eine heiße Sache einfach nicht.«

Ich wußte nur zu gut, was er meinte. Kerner war von Ehrgeiz zerfressen. Die letzten heißen Fälle hatte alle er sich an Land gezogen. Den nackten Jungen im Wald und die Prostituierte, die von einem Freier erwürgt worden war. Sein Pech, daß er damit keine Lorbeeren ernten konnte.

»Geht der Herr Kommissar jetzt schon wieder?« fragte die Frau beunruhigt.

»Er kommt gleich zurück«, versicherte ich ihr. »Er verständigt nur die Kollegen. Wenn Sie so nett wären, mir in der Zwischenzeit ein paar Fragen zu beantworten, Frau Kunze.«

»Gerne, Frau ...«, sie zögerte.

»Kommissarin Stein. Beate Stein. Ich leite die Untersuchungen.«

Sie folgte mir zu der schwarzen Ledergruppe vor dem Kamin.

4

Ich schätzte die Frau im Nylonkittel mit den kurzen grauen Haaren auf Anfang Sechzig. Sie konnte zupacken. Das verrieten mir die Oberarme und die kräftigen Hände. Die Finger sahen aus, als ob sie häufig mit Wasser in Berührung kämen, aufgeplatzte Haut, stumpf und geschwollen. Sie saß steif vor mir auf der Kante des Sofas. Ihre Augen wanderten unruhig im Zimmer umher.

»Sie haben uns angerufen«, begann ich freundlich. »Können Sie mir sagen, wie Sie die«, ich zögerte einen Moment, »Leiche gefunden haben?«

Sie sah an mir vorbei. Ich folgte ihrem Blick zu den Grünpflanzen vor dem Fenster.

»Wie ich die Blumen gießen wollte.« Sie machte eine Pause. »Da habe ich das Wasser auf dem Boden gesehen.« Ihre Augen wanderten von den Blumen zu der Marmorplatte über dem Gefrierschrank.

»Ist das nicht furchtbar?« Sie seufzte.

Sie sah auf den Eimer.

»Ich habe das Wasser gleich aufgewischt. Aber da kam immer mehr.«

Sie machte wieder eine Pause. Ich ließ ihr Zeit.

»Ich habe dann die Tür aufgemacht, und da kam es herausgeschwappt. Das habe ich alles aufgewischt.«

Sie hielt sich an dem fest, was sie kannte. Genau wie ich. Für sie war der Wischlappen das, was für mich die Routine vertrauter Fragen war.

»Dann habe ich die Tüten herausgenommen, um zu sehen, ob es noch gut war. Wegen der Hitze. Da habe ich erst gesehen, was es war.«

Mir war das Wort Leiche nur zögernd über die Lippen gekommen. Sie sprach von einem ES.

»Wir leben in einer schlimmen Zeit.« Sie seufzte. »Wer macht denn so was? In eine fremde Wohnung einbrechen und eine Leiche in den Gefrierschrank legen. Das ist doch krank.«

»Wer wohnt hier in der Wohnung?«

Sie wurde lebhaft.

»Das sind ganz feine Leute. Der Herr Pape und seine Frau und die Kleine. Sehen Sie selbst.«

Sie stand auf und kam mit einem Bild in einem silbernen Rahmen zurück.

Ich sah es mir näher an. Der Rahmen blinkte wie frisch poliert. Familie Pape. Herr Pape, wie er Frau und Tochter lächelnd die Hand auf die Schultern legt. Ich schätzte ihn auf Anfang Fünfzig. Das, was viele für das beste Mannesalter halten. Frau Pape sah aus wie frisch aus dem Mädchenpensionat entsprungen. Ein blonder Engel. Mitte Zwanzig. Die Tochter gefiel mir besser. Lässig beherrschte sie die linke Bildhälfte. Eine Babypuppe im Würgegriff unter dem Arm, sah sie gelassen in die Kamera. Älter als fünf war sie nicht.

»Ganz feine Leute«, wiederholte Frau Kunze mit einigem Nachdruck.

Das Gepolter an der Tür sagte mir, daß meine Kollegen in geballter Mannesstärke anrollten. Ich entschuldigte mich bei Frau Kunze und versprach, schnell wiederzukommen.

Fleischer kam als erster mit Fliege, schwarzem Anzug und zwei Kästen in der Hand zur Tür herein. Die Freude darüber, der gepflegten häuslichen Unterhaltung entgangen zu sein, strahlte ihm aus allen Poren. Man munkelte, daß Frau Fleischer regelmäßig Hauskonzerte veranstaltete. Mit ganz feinen Leuten vermutlich.

»Was ist das?« stöhnte er und zeigte auf die Plastikpäckchen. »Leiche kann man das ja nicht nennen. Wie würden Sie das nennen?«

Die Frage ging direkt an mich.

»Einzelteile«, schlug ich halbherzig vor.

Er verzog angewidert das Gesicht.

»Für so was gibt es keinen Namen.«

Ich war froh, daß er da war und die wichtigsten Untersuchungen an Ort und Stelle gemacht werden konnten. Ein Transport bei den Temperaturen hätte alles nur noch schwieriger gemacht. Er klappte die Koffer auf und fing an auszupacken.

Der Staatsanwalt sprang etwas hilflos zwischen den Kollegen herum und stand wie immer im Weg. Ich kannte ihn vom Sehen und gab ihm die Hand.

»Ein schwieriger Fall, erkennungsdienstlich.«

Er sah auf einen Fleck neben meinem linken Ohr. Dort hin, wo meine Glasscherbe baumelte.

»Sind Sie etwa mit dem Fall betraut?«

Ich bedauerte, daß ich ihm die Hand geschüttelt hatte, und ließ ihn stehen.

Ein Kollege vom Erkennungsdienst kroch auf dem Boden herum und schabte mit einem Messer Kalk aus den Fugen zwischen den Keramikplatten. Langsam ließ er den Sand

von der Messerschneide in ein Plastiktütchen rieseln. Ein anderer Kollege war mit der Pinzette in der Hand auf der Jagd nach Haaren.

»Wird schwer, die Identität festzustellen«, teilte er mir mit. »Fingerabdrücke sind ja nicht mehr.«

Die Haut hatte sich schon abgelöst. Keine gute Nachricht. Ich kehrte zu meiner Zeugin zurück.

»Wann haben Sie das Ehepaar Pape zum letzten Mal gesehen?«

»Zum 1. Juli wollten sie wegfahren. Daran kann ich mich erinnern. Und drei Tage vorher habe ich sie das letzte Mal gesehen.« Sie überlegte. »Das war gestern vor vierzehn Tagen. Da hat die junge Frau bei mir geschellt und mir den Schlüssel gegeben.«

Sie zog einen Schlüssel aus der Tasche ihres hellblauen Kittels und legte ihn auf den Tisch.

»Und da hat sie mir gesagt: ›In drei Tagen fahren wir ja. Am 1. Juli.‹ Das habe ich behalten.«

Ich machte mir ein paar Notizen.

»Ach ja, der Schlüssel.« Ich zeigte auf die Tischplatte.

»Den brauchen wir. Es wäre nett, wenn Sie uns den aushändigen würden.«

Wortlos schob sie ihn zu mir herüber.

»Ist Ihnen sonst noch etwas aufgefallen, als Sie mit Frau Pape gesprochen haben?«

»Nein, sie war so wie immer. Ganz fein.«

Fein, ein Wort, gegen das ich langsam allergisch wurde.

»Hat außer Ihnen noch jemand einen Schlüssel zu der Wohnung?«

Sie überlegte.

»Ihre Eltern«, sagte sie.

Ich schrieb mir den Namen und die Adresse auf.

»Die Telefonnummer liegt neben dem Telefon.«

»Wissen Sie, wo sie hingefahren sind?«

Sie schüttelte den Kopf.

»An die See. Ich glaube, nach Holland. Da sind sie öfter hingefahren. Wohin genau, weiß ich nicht.«

»Sie haben keine Karte bekommen? Oder mit ihnen telefoniert?«

Wenn ich richtig rechnete, mußte Familie Pape seit etwa zwei Wochen verreist sein.

»Nein.« Sie schüttelte erneut den Kopf.

»Fällt Ihnen sonst noch etwas ein? Irgend etwas, das in der letzten Zeit passiert ist, was Ihnen komisch vorgekommen ist, auch wenn es vielleicht nichts mit der Sache hier zu tun hat?«

»Jetzt, wo Sie mich fragen ...« Sie seufzte.

»Ja«, ermunterte ich sie zum Weiterreden.

»Die Kinder«, sagte sie, als ob das alles sagen würde.

»Welche Kinder?«

»Es ist eine ganze Gruppe, sechs oder acht. Ich kenne sie nicht. Ich sehe sie nur, wenn sie wegrennen.«

Sie seufzte wieder.

»Was machen die Kinder?«

»Sie haben Stöcke. Damit hauen sie an den Zaun, machen Lärm und schreien. Wir waren doch früher nicht so«, sagte sie und strich mit den Händen ihren Nylonkittel glatt.

»Ist das alles, Lärmen und Schreien?« fragte ich.

»Sie werfen die Mülltonnen um. Haben Sie das nicht gesehen unten bei mir vor der Tür? Ein Skandal ist das. Als nächstes kommen die Ratten. Können Sie da nicht was machen?«

Ich mußte sie enttäuschen. Es ist immer wieder erstaunlich, was für Vorstellungen die Bürger von den Aufgaben der Polizei haben.

»Haben Sie mir auch wirklich alles gesagt, was Sie wissen?«

»Ich habe nichts damit zu tun.«

Sie vergrub die Hände in den Taschen ihres Kittels.

»Ich wollte nur die Blumen gießen. Mein ganzes Leben lang habe ich nichts Unrechtes getan. Sie glauben mir doch?«

Mein Nicken kam automatisch. Dies war nicht der Moment, ihr zu sagen, daß ich so leicht niemandem glaube. Jedenfalls nicht das, was man mir erzählt. Nicht nach zwölf Dienstjahren bei der Polizei und drei Jahren bei der Kripo.

5

Die Frau trug ein ärmelloses Sommerkleid mit großen roten Blumen und einen Strohhut, aus dem ein paar verschwitzte Haarsträhnen in den Nacken fielen. Unter den Achseln waren feuchte Flecken, und sie keuchte vor Anstrengung. In jeder Hand hielt sie eine Reisetasche, deren Gewicht ihre Arme lang nach unten zog. Es sah nicht so aus, als sei sie gewohnt, schwere Taschen zu tragen. Sie war von einem kleinen Mädchen in gelben Bermudashorts und lila T-Shirt begleitet. Mit einer Hand hielt es sich an den Henkeln der Reisetasche fest. Mit der anderen hielt es den Fuß seiner Baby-Puppe umklammert, deren Arm über den Steinboden schleifte und eine helle Spur hinterließ.

Die Leute in der Bahnhofshalle interessierten sich nicht für die Frau mit dem Strohhut und das Mädchen mit den blonden Zöpfen. Sie sahen nicht den gehetzten Blick, mit dem die Frau sich wieder und wieder umwandte. Sie waren damit beschäftigt, die Abfahrtszeiten ihrer Züge unter den verschmierten Glastafeln zu entziffern, Gepäckstücke in Metallkarren zu heben und sich in die Schlangen einzureihen, die sich vor den Fahrkartenschaltern gebildet hatten. Ein Samstag im Juni. Hauptreisezeit.

Die Frau mit dem Strohhut stellte die Taschen ab. Das Mädchen ließ die Henkel der Tasche los und preßte die Baby-Puppe mit beiden Armen fest an die Brust. »Mama, mir ist heiß.« Die Frau mit dem Strohhut bückte sich, zog den Reißverschluss der Reisetasche auf und griff nach einem Portemonnaie, das an der Seite steckte.

»Mama, kann ich ein Eis haben?« bettelte das Mädchen.

»Ich kann dir kein Eis kaufen, Mirjam. Wir haben nicht genug Geld für Eis.«

»Kein Eis«, die Mundwinkel der Kleinen begannen sich zu verziehen.

»Gleich fahren wir mit der Eisenbahn, Mirjam. Einer ganz großen Eisenbahn.«

»Eisenbahn.« Das Mädchen wiederholte das Wort ohne große Begeisterung.

»Nathalie auch?« fragte sie jetzt mit Interesse und gab der Puppe einen Kuß auf den Mund. »Fährt Nathalie auch Eisenbahn?«

»Wir fahren alle Eisenbahn. Aber du mußt brav sein, hörst du?«

Das Mädchen nickte. Die Zöpfe flogen.

Die Frau sah sich um. Ihr Blick fiel auf zwei Polizisten in Uniform, die mit Eistüten in der Hand die Halle durchqueren. Abrupt drehte sie den Kopf zur Seite.

Sie wandte sich an eine ältere Dame, die einen Koffer in einer durchsichtigen Plastikhülle auf dem Boden abstellte.

»Entschuldigen Sie bitte, könnten Sie wohl einen Moment auf meine Tochter aufpassen? Ich muß Fahrkarten kaufen.«

Die ältere Dame sah auf die große Uhr. »Gehen Sie ruhig. Ich habe noch Zeit.«

»Danke«, sagte die Frau. »Ich bin gleich wieder da.«

Die Glastüren öffneten sich automatisch. Sie stellte sich an das Ende einer langen Schlange. Durch die Scheiben sah sie, wie die ältere Dame sich zu Mirjam hinunterbückte. Dann verschwanden beide hinter einer Säule aus ihrem Blickfeld. Als sie das nächste Mal hinschaute, hatte Mirjam ein Eis und die ältere Dame eine Babypuppe in der Hand. Mit dem Eis in der Hand begann Mirjam um die Taschen zu hüpfen.

Endlich war sie an der Reihe.

Der Mann im hellblauen Hemd sah sie an. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen.

»Guten Tag«, sagte sie schnell und leerte die Geldbörse auf der grauen Theke. Ein Fünfmarkstück rollte über den Tresen.

Der Beamte fing es auf und legte es zu den anderen Geldstücken.

»Wo möchten Sie hinfahren?«

Die Frau war mit Zählen beschäftigt und blieb ihm die Antwort schuldig.

»Fünfundvierzig, sechsvierzig, einundfünfzig.« Neben den Scheinen wuchs ein Turm aus silbernen Münzen.

Er wiederholte seine Frage eine Spur lauter.

»Wohin möchten Sie?«

Die Leute in der Schlange begannen unruhig zu werden. Ihre Koffer und Reisetaschen auf dem Boden hin- und herzuschieben, mit den Füßen zu scharren, die Metallwagen vor- und zurückzurollen.

»Einhundertzweiunddreißig Mark zweiundfünfzig.«

Die Frau war mit dem Zählen fertig.

»Ich hätte gern eine Fahrkarte für einhundertzweiunddreißig Mark. Eine Erwachsene und ein Kind unter sechs Jahren.«

»So geht das nicht, Sie müssen mir sagen, wohin Sie wollen.«

»Ich möchte weg«, sagte die Frau. »Weit weg. Wo ich mit einhundertzweiunddreißig Mark hinkomme. Was können Sie mir empfehlen?«

Der Mann begann, mit den Fingern auf die Arbeitsplatte neben dem Computer zu trommeln.

»So kommen wir nicht weiter.«

Die Hände der Frau lagen neben dem Geld und zitterten.

»Verkaufen Sie mir irgendeine Fahrkarte. Ich muß weg von hier. Ich habe einhundertzweiunddreißig Mark. Aber das wissen Sie ja schon«, sagte sie leise.

Jetzt mischte sich ein Mann in Lederjacke, der hinter der Frau stand, in die Unterhaltung.

»Das ist ein Fahrkartenschalter und kein Irrenhaus. Schicken Sie sie doch nach Hause. Da kann sie sich in Ruhe überlegen, wo sie hin will.«

Die Frau zuckte zusammen.

»Ich habe kein Zuhause«, flüsterte sie. »Nicht mehr. Geben Sie mir bitte eine Fahrkarte.«

*»Sie müssen mir schon sagen, wo Sie hin wollen. Sie sehen ja, daß Sie hier den Verkehr aufhalten.«
Der Schalterbeamte sprach so laut, daß der Mann in der Lederjacke kein Wort verpaßte.
»Geht es denn hier nicht weiter?« rief eine Frau mit hochrotem Kopf aus dem hinteren Teil der Schlange. »Mein Zug fährt in drei Minuten.«
Der Mann hinter dem Schalter blickte abwechselnd auf seinen Computer, auf den Berg Silbergeld, der vor ihm lag, und auf die Hände der Frau, die zitterten.
»Tut mir leid. Sie sehen ja, daß hier Hochbetrieb ist. Gehen Sie zur Reiseauskunft. Die können Sie beraten. Ich verkaufe nur Fahrkarten.«
»Ich will nach Konstanz«, hörte sie sich sagen.
Hinter dem Mann mit dem blauen Hemd hing ein Plakat mit Palmen und blauem Wasser. »Konstanz am Bodensee. Besuchen Sie die Blumeninsel Mainau.«
»Hin- und Rückfahrt?« fragte der Mann mit seiner üblichen Schalterstimme und drückte die Tasten des Computers.
»Hinfahrt«, sagte die Frau. »Ich will nie mehr zurück.«*

...

Zwei kleine Mädchen standen am Rand des Hafenbeckens und zerrten an einem Kaninchen. Das Mädchen mit den roten Hosen hatte die Vorderpfoten in der Hand, das Mädchen im hellblauen Kleid die Hinterpfoten. Beide zogen mit all ihrer Kraft. Das Mädchen in Hellblau war bleich von der Anstrengung. Das Mädchen gegenüber hatte einen Ring roter Pusteln um den Mund. Das Kaninchen wurde länger und länger, bis es zerriß und blutige Gedärme heraustraten. Mit dem halben Kaninchen in der Hand fielen die Mädchen ins Wasser. Es klatschte hart. Das aufgewühlte Wasser spritzte über die Kaimauer. Ich schreckte auf. Mein Herz klopfte wild. Was für ein Traum. Viertel nach sechs. Das Kaninchen lag friedlich

auf seiner Streu im Käfig. Beruhigt machte ich die Augen wieder zu. Schlafen konnte ich jetzt nicht mehr, aber ich konnte mich noch einmal strecken und ausruhen.

Die beiden Mädchen aus meinem Traum waren Silke und Eva Wessel, die ungleichen Schwestern. Das war klar. Aber was bedeutete das Kaninchen, an dem sie beide zerrten? Hatte sich der Nagezahn nur in den Traum geschlichen, weil ich mit ihm gestern auf Tuchfühlung war? Oder stand er für mehr? Ging es um Konkurrenz zwischen zwei Schwestern? Um etwas, das die eine der anderen neidete? Eva Wessel hatte bis heute nicht vergessen, daß Silke eine Katze bekommen hatte. War es das?

Ich habe großen Respekt vor dem, was aus meinem Unterbewußtsein an die Oberfläche steigt. Der Verstand ist ein nützliches Werkzeug, mehr nicht. Nur mit dem Verstand zu arbeiten führt in die Sackgasse. Der Verstand sezziert, wie ein Messer Stück für Stück eine Katze in ihre Einzelteile zerlegt, ohne ihr je in ihrer Eigenart näherzukommen. Das Unbewußte ist so viel mehr, ein unendlicher Resonanzboden, der die winzigsten Wahrnehmungen speichert und zum Klingen bringt.

In Gedanken ging ich meinen Fall noch einmal durch. Hatte ich etwas übersehen? War meine Sicht der Dinge schlüssig? Was sprach dafür, daß Silke Pape die Mörderin war?

Sie liebte ihre Tochter und wollte sie beschützen. War Mord die Art der Problemlösung, die zu Silke paßte? Zu der braven Tochter, zu Papas Liebling, zu der unselbständigen jungen Frau, die vom Elternhaus nahtlos in die Ehe mit einem sehr viel älteren Mann gewechselt war?

Sie war einsam, hatte keine Freundin, niemanden, dem sie sich mit ihrem Problem anvertrauen konnte. Die Schwester lehnte sie ab, und die Mutter schien mehr Sympathien für den Schwiegersohn zu haben als für die Tochter. Der Vater? Der durfte nicht aufgeregt werden. Genau die als ausweglos empfundene Situation, die in eine Gewalttat

mündete. Ich hatte mehr als eine Mörderin im Knast gesehen. Es waren immer die Braven, Angepaßten, die eines Tages nicht mehr konnten und zuschlugen.

Der Mord mußte für sie der große Befreiungsschlag gewesen sein. Sie war nicht weinend neben der Leiche zusammengebrochen und hatte die Polizei gerufen, sondern zum Bahnhof gefahren und hatte für sich und ihre Tochter eine Fahrkarte gekauft. Auf und davon mit einem Haufen Silbergeld und zwei Zwanzigmarkscheinen.

Kurz vor sieben, ich schlug die Bettdecke zurück. Heute war die Gier nach Kaffee größer als der Horror vor meiner Küche. Ich warf die Kaffeemaschine an.

Mit einem Topf Kaffee verzog ich mich ins Badezimmer. Die Begegnung mit der Dame im Spiegel war aufbauend. Rosiger Teint, glänzende Augen. Männer haben ihre Vorzüge. In gezielten Dosen stärken sie die Schönheit von innen. Als ich fünf Minuten später in meiner roten Jeans und dem Hemd mit dem röhrenden Löwen durch die Wohnung lief, fühlte ich mich für diesen Tag gerüstet.

Ich begutachtete, was ich in meinen Drahtkörben hängen hatte. Einige Kartoffeln waren schon weich und durch das Drahtgitter auf den Boden getropft. Der Kopfsalat sah noch halbwegs passabel aus.

Ich steckte dem Nagezahn die gewaschenen Salatblätter durch die Käfigstangen und versorgte meinen vierbeinigen Gast mit Müsli und Leitungswasser. Zutraulich kam er angehoppelt, stellte sich auf die Hinterbeine und rieb die Schnauze am Gitter. Ein stattliches Männchen, grauweiß.

»Heute muß ich dich allein lassen«, warnte ich ihn. »Teil dir dein Fressen ein, bis ich wiederkomme.«

Ich kralte ihm die Backen. Mein Gott, waren die weich. Ich konnte verstehen, warum Kinder Kaninchen unwiderstehlich finden.

Die Sonne stand hinter dem Hafen. Ein Kahn mit Containern lag tief im Wasser und zog unter der Brücke

durch. Ein LKW mit Anhänger bog um die Ecke und fuhr auf den Parkplatz der Mineralölgesellschaft. An der Plakette sah ich, daß er Giftstoffe geladen hatte. Ich stieg ins Auto und schaltete das Radio ein. Nachrichten. 2,5 Millionen Schüler bekamen morgen Ferien. Und Zeugnisse.

Ein kritischer Tag für die Kollegen von der Schutzpolizei und der Feuerwehr. Hoffentlich drehten nicht alle durch, die schlechte Zensuren kriegten. Auch das ist relativ. Ich habe einmal einen dreizehnjährigen Jungen von einem Dachbalken gebunden, der sich einen Strick um den Hals legte, weil er eine Drei in Latein hatte. Die Eltern bewahrten Haltung. Keine Träne, nichts. Ich wurde den Verdacht nicht los, daß sie irgendwie erleichtert waren, einen Sohn zu verabschieden, der in so jungen Jahren schon schlappmachte und Höchstleistungen verweigerte. Heutzutage war es nicht leicht, jung zu sein. Eltern erwarteten, daß ihre Kinder all das erreichten, was sie selbst nicht erreichen konnten.

Gegenüber dem Mallinckrodt-Gymnasium knubbelten sich die Jugendlichen vor einem Büdchen. Ich konnte mir vorstellen, wie sie ihr Taschengeld umsetzten. In zuckersüßen Kram, der auf den Zähnen klebte und für die Dauer von ein paar Minuten den Hunger stillte, der in diesem Alter kaum gestillt werden konnte. Vielleicht nie gestillt wurde. Der gleiche Hunger, der Menschen zur Flasche greifen läßt, zur Spritze, zur Frau, zum Mann, zum Auto, zum Haustier. Hunger nach dem bißchen Süße, die das Leben erträglich macht.

Das Schlimmste am Jungsein ist die Abhängigkeit, dachte ich, als ich dicht hinter einem VW-Bus auf den Ring zu-steuerte. Der Bus fuhr auf den Parkplatz am Hauptbahnhof, und Kinder mit dunklen Haaren kletterten aus der offenen Tür. Jungsein heißt, daß andere über dich bestimmen, Entscheidungen über dein Leben treffen, dich als Erfüllungsgehilfen ihrer Wünsche mißbrauchen.

Auf den Plakatwänden leuchtete mir das fotogene Gesicht einer glutäugigen kleinen Schönheit entgegen. ›Papis Liebe tut ihr weh.‹ Das Mädchen war fünf oder sechs. Was ist das für eine Liebe, die Papi dazu bringt, dem Mädchen seine Kindheit zu nehmen? Alle Zeugen sagten übereinstimmend, daß Klaus Pape ein netter Mann war. Was war schon ein netter Mann? Bei meinen Streifeneinsätzen am Wochenende habe ich mehr als einen netten Mann kennengelernt, der seiner Frau und seinen Kindern wenige Verletzungen zugefügt hatte. Dabei waren die, die man auf Anhieb sehen konnte, noch die harmloseren. Ich fuhr auf den Parkplatz am Präsidium. Was war das für ein Job, bei dem ich hinter einer Frau herjagen mußte, die vielleicht ein einziges Mal in ihrem Leben selbständig gehandelt und den Mann gestoppt hatte, der ihre Tochter mißbrauchte? Ich konnte sie gut verstehen. Aber ich wurde dafür bezahlt, sie einzufangen und vor ein Gericht zu bringen. Was die Männer, die die Gesetze gemacht haben, an Gerechtigkeit zulassen, darüber mache ich mir keine Illusionen. Das ist dein verdammter Job, das gehört dazu, stoppte ich mich. Du bist doch wohl nicht ernsthaft dafür, daß Frauen Lynchjustiz üben? Lynchjustiz, das Wort lief in einer Endlosschleife durch meinen Kopf. Lynchjustiz, Lynchjustiz. Wir leben in einem Rechtsstaat. Rechtsstaat, Rechtsstaat, höhnte es. Oder etwa nicht? Oder etwa nicht?



Film premiere von »Kalte Küsse«, 1996 (Foto privat).

Dominante Damen

2

Die Stadt war eine einzige Baustelle. Pfeile, die den Verkehr auf eine Spur leiteten, Löcher mit rotweißen Plastikverspannungen, aufgeschüttete Sandhaufen.

Selbst ein Stück der Landstraße, die zu Anna führte, war aufgerissen. Arbeiter schaufelten dampfenden Teer auf die Fahrbahn. Ein Mann in einer orangefarbenen Jacke schwenkte eine Plastikfahne und dirigierte die Autos schubweise vorbei.

»Wir sind gleich da.«

Ich sah in den Rückspiegel. Plattgedrückt wie auf dem Weg zur Schlachtbank lag der Nagezahn auf dem Käfigboden.

»Kein Grund zur Panik. Anna wird dir gefallen.«

Ich bog in die Einfahrt. Ein blauer Kombi kam mir entgegen. Die Sonne stand auf der Windschutzscheibe und blendete. Ich konnte nicht sehen, wer in dem Auto saß. Auf dem Anhänger stand eine Ziege und hielt den Kopf in den Wind.

Der Schäferhund zerrte an der Kette und bellte.

»Leise ist es nicht hier«, verriet ich dem Nagezahn und zog den Käfig vom Rücksitz. »Du wirst dich daran gewöhnen.«

Wir liefen an dem Käfig mit den Pfauen vorbei. Sie kreischten laut.

»Die tun nur so wild«, beruhigte ich das Kaninchen. Seine Barthaare zitterten. »Im Grunde sind sie harmlos.«

»Bea, bist du das?« Anna stand in der offenen Haustür.

Sie erkannte ihre Gäste an dem Motorengeräusch der Autos. Ein Golf Diesel, das bin ich.

»Ich bin nicht allein«, warnte ich sie.

»Wen hast du mitgebracht? Deinen jungen Mann?«

»Einen jungen Mann, aber nicht meinen.«

Ich setzte den Käfig auf die Mauer und nahm sie in den Arm. Sie roch nach Haarshampoo. Normalerweise riecht sie weniger aufdringlich. Nach Steinstaub oder Lehm. Ich ließ sie schnell wieder los.

Mit leeren Augen sah sie in die Luft. Es gab mir einen Stich. Ich werde mich nie daran gewöhnen, daß irgendein Verrückter meiner besten Freundin Gas in die Augen gesprüht hat, daß sie nie wieder sehen kann.

Leise machte ich die Käfigtür auf und faßte das Kaninchen am Nacken. Ich setzte ihr den Nagezahn in die Halsbeuge. Sie griff nach ihm und steckte ihre Nase in das weiche Fell. Das Schlappohr knabberte an Annas Fingern.

»Ein Kaninchen.« Sie lächelte. »So weich. Der Überlebenskünstler aus deinem letzten Fall?«

Ich sah in den Himmel. Ein Wolkenberg trieb auseinander. Es war mein vorletzter Fall. Der, den ich nicht so leicht vergessen werde. Ich trug den Käfig ins Haus, stellte ihn auf den Küchentisch. Anna strich mit einer Hand sacht über die Käfigstangen.

»Gehört er niemandem?« fragte sie.

»Keiner wollte ihn haben. Wenn du ihn nicht willst, nimm ich ihn wieder mit.«

»Er kann bleiben«, sagte sie. »Ich besorg ihm einen größeren Käfig.«

Anna goß kochendes Wasser in die Teekanne. Ich fragte mich einmal mehr, wie sie das schaffte, ohne einen Tropfen daneben zu gießen. Der Geruch von Pfefferminz zog durch die Küche.

»Er war das einzig Erfreuliche an dem Fall. Er und ein kleines Mädchen.«

»Was war das für ein Fall?« fragte sie.

Ich sah zu, wie Anna das Netz aus dem Tee nahm und in den Ausguß tat. Sie goß die Tassen voll.

»Horror pur. Ein Ehemann, der im Eisfach endet. Zersägt und ordentlich in Plastiktüten verpackt ... Willst du noch mehr hören?«

Ich nippte an dem heißen Tee.
»Und eine Kommissarin, die um ein Haar einen unschuldigen Menschen ins Gefängnis gebracht hätte.«
Der Tee brannte in meiner Speiseröhre.
»Du führst ein aufregendes Leben, fängst Verbrecher, flirtest mit Kaninchen. Bist du nicht deshalb zur Polizei gegangen?« Annas Stimme klang ironisch.
»In dem Fall bin ich um Jahre zu spät gekommen. Was ich herausgefunden habe, nützt heute keinem mehr.«
»Und das gefällt dir nicht«, stellte sie fest. »Am liebsten hättest du es wie im Märchen. Und sie lebten glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage.«
»Na hör mal, findest du es vielleicht in Ordnung, wenn jemand anderen jahrelang das Leben zur Hölle macht? Bis die Opfer denken, sie hätten es nicht anders verdient?«
»Natürlich finde ich das nicht in Ordnung.« Sie strich über meinen Arm. »Aber meinst du nicht, daß du dir etwas viel vornimmst, wenn du alles Unrecht dieser Welt wieder in Ordnung bringen willst?«
»Warum nicht?« fragte ich. »Willst du mir meine Wut nehmen?«
»Nein. Ich will nur, daß du dich nicht übernimmst. Mit der ganzen Welt auf einmal. Freu dich, daß du einem Kaninchen zu einem Zuhause im Grünen verholpen hast ...«
»Ich bin Polizistin und keine Tierpflegerin.«
»Du bist Polizistin. Nicht der liebe Gott.«
Die Worte standen im Raum.
»Übrigens, ich hab' was für dich.«
Anna stand auf und kramte im Küchenschrank. Sie legte eine Pappschachtel vor mir auf den Tisch.
»Was ist das?« Ich beugte das Geschenkpapier. Silberfolie mit zarten blauen Streifen.
»Pack es aus. Es ist keine Bombe.«
Ich knibbelte ein Stück Tesa los und zog den Karton aus dem Papier.
»Weiter«, trieb Anna mich an.

Ich öffnete die Lasche und zog einen länglichen, in Plastik verpackten Kasten heraus. Was mochte das sein? Ich riß das Plastik auf, und eine bunte Bedienungsanleitung fiel mir entgegen, Eine Polaroid. Das neueste Modell.

»Was soll ich denn damit?« fragte ich entgeistert.

»Zu viele häßliche Bilder.« Sie ahmte meine Stimme nach.

»Zu viele häßliche Bilder.«

Das mußte ich gesagt haben. Keine Ahnung, wann.

»Sammele die schönen. Du kannst sehen, ich nicht. Mach die Augen auf. Oder meinst du, ich will, daß meine Freundin vor die Hunde geht? Nur weil sie bei der Polizei ist?«

Sie hatte es mal wieder geschafft. Ich war sprachlos. Ich nahm den grauen Kasten in die Hand, fuhr über das Gehäuse, den eingelassenen Schalter und den Gummikranz, der die Linse schützte.

»Setz dich.«

Unsanft faßte ich sie an den Schultern und dirigierte sie auf den Stuhl. Dann packte ich den Nagezahn am Fellkragen und setzte ihn ihr in den Schoß.

»Und jetzt tu dein Bestes«, befahl ich. »Das wird mein erstes verdammtes Bild von der schönen Sorte.«

Sie streichelte das Kaninchen hinter den Ohren. Es legte die Schnauze in die Beuge von Annas Arm und streckte die Pfoten. Ihr Gesicht war entspannt. Ein Lächeln spielte um die Mundwinkel.

Mit einem Rattern rollte das Foto aus dem Apparat.

Langsam kamen die Farben. Annas dunkle Haare, die kräftigen Hände, die den Marmor bearbeiten, der dunkelblaue Overall, das Grau des Nagezahns, die weiße Schnauze.

Der Ausschnitt stimmte.

Das Foto war umwerfend.

Die Sonne stand hinter den Birken, als ich mich von Anna verabschiedete. Sie stand in der Tür und winkte. Ich kurbelte das Fenster herunter. Die Luft war frisch. In den Kronen der Laubbäume leuchteten gelbe und rote Flecken. Die abgeernteten Felder glänzten schwarzbraun. In den Furchen, die mächtige Reifen durch den Boden gezogen hatten, gingen die Krähen spazieren. Nur die schönen Bilder sammeln. So einfach war das. Hier oben bei Anna kam mir immer alles ganz einfach vor.

3

Das alte Hafenannt glühte im Licht der untergehenden Sonne. Ich stellte meinen Golf auf den Parkplatz unter der Kastanie. An solche Bilder mußte Anna gedacht haben. Auf die Entfernung war meine Polaroid leider etwas überfordert. Ein weißer BMW ließ den Motor an. Da hatte ich mein Bild.

Ich schob den Schalter zurück, und die Kamera sprang auf. Ich drückte ab. Keine Minute zu früh. Die Hand mit den blauweißen Punkten bewegte sich in Sekundenschnelle, gab frei, was sie festgehalten hatte. Der BMW fuhr los.

Ich legte den Kopf in den Nacken. Drei knallrote Luftballons stiegen über dem Parkplatz in den Himmel. Rote Bälle, die über den Hafen segelten und langsam kleiner wurden.

Das Bild kam herausgerattert. Ich wartete auf die Farben. Eine Frauenhand in einem blauweißen Handschuh lag in einem offenen Autofenster. Dünne Schnüre liefen um die Hand. An ihren Enden schwebten drei rote Luftballons. Ein schönes Bild.

Ich sah auf meine Hände, die das Foto hielten. Auf die Sommersprossen über dem Handrücken, die Adern, die unter der Haut lagen. Das war doch verrückt. Handschuhe. Wer trug heute noch blauweiß-gepunktete Handschuhe?

Ihre Hände lagen locker auf dem Lenkrad. Kleine, kräftige Frauenhände, in Handschuhe verpackt. Blau mit weißen Punkten. Sie verstärkte den Druck und drehte das Rad zur Seite. Der Wagen bog um die Ecke. Ein rotweißes Schild. Durchfahrt nur für Anlieger. Sie bremste ab, rollte über graurosa Steine weiter. Zu beiden Seiten Einfamilienhäuser. Davor Zweitwagen mit Kindersitzen und Aufklebern: Baby an Bord. Eine junge Frau stand mit einem Eimer in einem offenen Fenster. Zwei Mädchen hielten ein Gummiseil zwischen ihren Beinen. Ein drittes sprang hoch und preßte das Seil mit beiden Füßen zu Boden.

Die Frau mit dem blonden Pagenkopf nahm die rechte Hand vom Lenkrad. Die Finger mit den weißen Punkten fanden den Verschuß der Tasche auf dem Beifahrersitz, ließen ihn aufschnappen und tauchten in das Innere. Das Metall schnappte wieder zu. Sie sah auf das gefaltete Stück Zeitung zwischen ihren Fingern. Auf die schwarze Schrift am Rand. Ihr Blick streifte die Nummern neben den Haustüren.

Das Haus lag am Ende einer Zeile zweistöckiger Reihenhäuser. Gegenüber war ein Spielplatz. Ein kleiner Junge hing in den Seilen eines Klettergerüsts. Sie parkte ihren Wagen hinter einem roten Kombi, warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, strich den weißen Kragen auf der Kostümjacke glatt und griff nach ihrer Handtasche.

Die Tür ging auf. Ein Mann in einem hellen Trenchcoat kam aus dem Haus gestürmt. Sie trat zur Seite. Der Mann drehte sich um: »Wo bleibst du denn?« herrschte er eine Frau an, die im gleichen hellen Trenchcoat wie er den Eingang herunterkam. »Ich komm' ja schon«, entschuldigte sie sich mit roten Wangen.

»Kommen Sie auch wegen dem Haus?«

Der alte Mann sah sie aus zusammengekniffenen Augen an. »Sie sind die fünfzehnte heute«, fuhr er fort, ohne ihre Antwort abzuwarten.

»Ist das Haus noch zu haben?« Sie fühlte seinen kurzsichtigen Blick auf ihrem Kostümrock, dem Revers, im Gesicht.
»Zu haben ist es schon.« Er blinzelte ihr entgegen. »Aber nicht für jeden. Heute kann ich mir meine Mieter aussuchen.« Er meckerte los, als ob er einen guten Witz gemacht hätte. »Und an Frauen allein vermiete ich nicht.«
Sein faltiger Hals reckte sich aus dem karierten Hemd.
»Da haben Sie recht. In so ein schönes Haus gehört eine Familie mit Kindern«, schmeichelte sie ihm.
»Ich vermiete nur an ordentliche Familien.« Zur Bestätigung nickte er mit dem Kopf. »Wie viele Kinder haben Sie?«
»Zwei, einen Jungen und ein Mädchen. Wollen Sie mal sehen?« Sie zog zwei Fotos aus der Kostümjacke und reichte ihm eins.
»Na, dann kommen Sie rein.« Er griff nach dem Foto. »Wie heißen Sie überhaupt?«
»Kuhlmann, Vera Kuhlmann«, stellte sie sich vor.
»Das ist das Wohnzimmer«, sagte er. »Mit der Durchreiche in die Küche. Sehen Sie sich nur um.« Er ging zum Fenster und stellte sich ins Licht. Eine zusammengeklappte Brille vor den Augen, betrachtete er die Fotos.
Die Tapeten waren vergilbt, der Teppichboden voller Flecken. Die Fenster waren schön groß, und die Terrasse ging nach Süden. Im Garten stand eine Schaukel. Die Blumen auf dem Rasen waren verblüht. Welk hingen die gelben und blauen Blätter an den Stengeln.
»Kann ich mir die obere Etage ansehen?«
»Gehen Sie nur. Wenn Sie Fragen haben, ich bin hier unten.«
Ein großes, helles Zimmer mit Balkon und drei kleine. Vera stieg die Treppe wieder nach unten.
»Na, was sagen Sie?«
Der alte Mann blinzelte sie an.
»Das Haus gefällt mir. Ich würde es gern mieten.«

»Alle wollen es mieten.« Er meckerte los. »Auch die alten wären gern wohnen geblieben. Zehn Jahre haben die hier gewohnt.« Wie eine Schildkröte wackelte er mit dem Kopf. »Die haben die Miete nicht mehr zahlen können. Da mußte ich sie raussetzen.«

»Ich kann zahlen«, sagte sie. »Geld ist kein Problem.« Sie zog mit einer Hand den rechten Handschuh stramm.

»Und Ihr Mann?« fragte er. »Wo ist der?«

»Auf Montage. Das ist er.« Sie reichte ihm ein Foto. Er starrte mit dem rechten Auge durch das Gestell der zusammengeklappten Brille.

»Ist das auch ein Deutscher?« fragte er mißtrauisch. »Eseltreiber kommen mir hier nicht rein.«

»Aber ja«, versicherte sie.

»Und warum ist er nicht hier?«

»Er ist auf Montage. In Dubai.«

»Verdient er da auch was?« Der Alte lauerte auf ihre Antwort.

»Geld ist kein Problem«, wiederholte sie und öffnete die Handtasche.

Der Blick des Alten hing an der Rolle blauer Scheine in ihren Händen.

»Was kostet das Haus pro Monat?«

»Zweitausend«, sagte er und blickte ihr ins Gesicht. In der Anzeige hatte eintausendfünfhundert gestanden.

Sie zählte zwanzig Scheine ab und hielt sie dem Alten vor das faltige Gesicht.

»Wenn wir den Mietvertrag jetzt gleich machen, lasse ich Ihnen das da. Für den laufenden Monat.«

Er sah auf die Scheine und wiegte den Kopf.

»Ein Mann in der Feme. Was ist, wenn er kein Geld schickt?«

»Ich verdiene mit.«

Sie machte noch einmal die Tasche auf und zählte zwanzig Scheine ab. Ein dicker Packen blauer Scheine steckte zwischen den Fingern mit den weißen Punkten.

Der Alte streckte die Hand nach dem Geld aus.

*Sie wick der knochigen Hand aus.
»Das Geld gehört Ihnen, sobald wir den Mietvertrag unterschrieben haben.«*

5

Die Sonne stand hinter den Hochhäusern. Vera parkte auf dem freien Platz neben einem Haufen von Glasscherben. Vor dem Eingang fuhr ein Junge mit rotem Sturzhelm auf einem Mountainbike die Treppen hinunter. Sie stellte sich vor die silbemen Metallwände des Aufzugs. »Claudia, ich liebe dich«, hatte jemand quer auf die linke Wand gemalt. Ein heller Gong ertönte. Die Türen gingen auf.

Sie drückte auf den Knopf. Mit einem Ruck fuhr der Fahrstuhl an. Es roch wie immer. Nach einer Mischung aus Schweiß und Urin.

Hilde machte die Tür auf.

»Alles in Ordnung?«

Die weißhaarige Frau im Wollkleid nickte.

»Mama, Mama.« Andreas stürmte ihr aus dem Kinderzimmer entgegen. Katrin kam mit dem Puppenwagen nach.

»Alle mitkommen. Ich habe euch was mitgebracht.«

»Das ist für Andreas.«

Sie zog ein großes buntes Buch aus der Tüte.

»Boh, Dino-Bilder. Spitze, Mama.«

Andreas setzte sich auf den Boden und begann zu blättern.

»Du sollst die Kinder nicht so verwöhnen.«

Hildes Worte klangen vorwurfsvoll.

»Das ist für Katrin.«

Sie holte ein Springseil aus der Tüte.

»Guck mal, was ich schon kann, Mama.«

Kati stellte sich ans Fenster und sprang mit überkreuzten Füßen.

Ein paar Blätter der Birkenfeige fielen auf den Boden. Der Topf blieb stehen.

»Nicht hier.« Hilde schob Katrin zur Diele hinaus. »Da kannst du springen.«
»Und das habe ich uns mitgebracht.«
Sie legte ein gelbes Papier auf den Tisch.
Hilde rückte ihren Stuhl heran.
»Was ist das?«
Sie nahm das Papier in die Hand.
»Na, was sagst du jetzt?«
»Ein Mietvertrag«, staunte Hilde.
»Wir haben es endlich geschafft. Die Schulden sind abbezahlt, und wir kriegen ein anständiges Zuhause.«
In Hildes Augen schimmerte es verdächtig.
»Das ist doch kein Grund zum Weinen.«
Sie zog die Handschuhe aus und strich Hilde mit den bloßen Händen über den Nacken. »Wenn ich dich nicht hätte, säh' es anders aus.«
Hilde zog ein Taschentuch aus dem Ärmel und schneuzte sich.
»Es ist ein richtiges Haus, im Grünen, mit einem Garten, einem großen Wohnzimmer, einer Terrasse. Und du hast ein schönes Zimmer nach Süden mit eigenem Balkon.«
Hilde sagte kein Wort. Die Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Erneut trompetete sie in ihr Taschentuch.
»Oder willst du nicht mitkommen? Willst du lieber hierbleiben?«
Hilde schüttelte den Kopf.
»Es kommt so plötzlich. Das ist alles. Wie hast du es gefunden?«
»Durch die Zeitung. Er wollte nur an eine Familie vermieten.«
»Was hast du ihm erzählt?«
»Dasselbe wie den anderen.«
»Es ist nicht recht zu lügen.«
»Sollte ich ihm vielleicht die Wahrheit sagen? Dann hätten wir die Wohnung nie gekriegt.«
Hilde seufzte.

»Nichts als Lügen, Vera. Wie lange willst du den Kindern diese Lügenmärchen erzählen?«
»Solange sie einen Vater brauchen. So lange bekommen sie einen. Den besten, den es je gab.«

6

»Mama, kannst du heute nicht hierbleiben?« Andreas bettelte sie mit seinen blauen Augen an. »Nur heute. Ausnahmsweise.«
Sie schüttelte den Kopf.
»Das geht nicht. Auch die Kranken wollen, daß ich bei ihnen bin.«
»Nur heute.« Andreas gab nicht auf.
»Und wer soll den Männern die Betten machen und aufpassen, daß sie nicht noch kränker werden, den Arzt rufen, wenn sie Schmerzen haben?«
Hilde griff ein.
»Eure Mama muß arbeiten gehen. Hört auf mit dem Quengeln.«
»Liest du uns noch einen Brief von Papa vor, eh du gehst?«
»Sie hat euch jeden einzelnen mindestens schon zehnmal vorgelesen«, schimpfte Hilde. »Muß das denn heute wieder sein?«
»Ist schon gut, Hilde.«
Sie ging zur Anrichte und zog eine Schublade heraus.
»Also ich höre mir das nicht schon wieder an.«
Hilde ging in die Küche und warf die Tür hinter sich zu.
»Na, dann kommt her.«
Sie setzte sich auf die Couch, und die beiden kamen zu ihr.
»Zuerst den Umschlag. Den Umschlag.«
Sie legte die dünnen Papierseiten in den Schoß und hielt den Umschlag hoch.
»Wer will ihn haben?«
»Heute bin ich dran«, rief Katrin und stieg auf das Sofa.
»Stimmt gar nicht«, schrie Andreas. »Das ist mein Umschlag.«

»Kati ist heute dran.«
Sie legte den Umschlag in Katis kleine Hände.
»Schön vorsichtig.«
Kati legte den Daumen auf eine Briefmarke.
»Ein Tiger«, sagte sie ehrfürchtig.
»Da, wo Papi ist, gibt es Tiger.«
»Und Schlangen und Hornissen und Fische und Affen und Kamele«, gab Andreas an. »Nicht nur Tiger.«
»So, jetzt legen wir den Umschlag auf den Tisch«, sagte sie.
»Und jetzt?«
»Jetzt mußt du lesen«, gab Kati das Kommando und steckte den Daumen in den Mund.
Andreas legte seinen Kopf auf ihren Arm.
»Lesen, Mama«, sagte er.
Sie faltete die dichtbeschriebenen Blätter auseinander.
»Liebe Kati, lieber Andreas, meine liebe Frau«, begann sie.
»Alles lesen«, forderte Andreas.
»Noch mal ganz von vorn.«
»Dubai, den achtzehnten April. Liebe Kati, lieber Andreas, meine liebe Frau. Heute habe ich am Flughafen eine deutsche Zeitung gefunden. Da mußte ich an Euch denken. Wie schön es wäre, wenn wir jetzt alle zusammensein könnten ...«

...

7

Vor der Tür bastelten zwei Jungen in zerschnittenen Jeans und Bomberjacken an einem Mofa. Der Motor heulte auf. Vera stieg ins Auto. Erst frisierten sie ihre Mofas, dann klauten sie die ersten Motorräder und Autos. Es wurde Zeit, daß Katrin und Andreas von hier weikamen. Je eher, desto besser. Sie umkurvte die Schlaglöcher und fuhr vom Parkplatz. Die hohen Wohntürme mit den winzigen Balkons, die wie Waben in der Luft hingen, verschwanden in ihrem Spiegel. Sie hielt vor einem Kiosk. Als sie den Kasten Mineralwasser zum Wagen trug, riß in dem Haus neben der Bude ein Mann mit Halbglatze die Ladentür auf. Ein Schuh flog durch die

Luft und knallte auf das Pflaster. Die Tür schlug wieder zu.
Eine junge Frau in einem kurzen Rock mit langen dunklen
Haaren drehte sich auf dem Bürgersteig um und hinkte mit
nur einem Schuh am Fuß zurück. Die junge Frau in der
Jeansjacke bückte sich, hob den pinkfarbenen Schuh vom
Pflaster und zielte. In die Mitte der Goldschrift, die auf das
Glas montiert war. »SALON JÜRGEN. IHR COIFFEUR.«
Der Schuh flog los. Kurz vor der Tür fiel er zu Boden.
»Mist.« Sie stieg aus ihrem Schuh. Den Absatz in der Hand,
hob sie den Arm und holte weit aus. Peng. Ein Treffer. Die
Scheibe vibrierte.
Sie lief zur Tür, sammelte die pinkfarbenen Schuhe ein,
streifte sie über die Füße mit den schwarzen Nylonstrümpfen.
»Wichser.« Sie knickte mit einem Fuß um, zog den Schuh
vom Fuß und sah ihn sich an. Mit einem rosa Schuh in der
Hand humpelte sie über das Pflaster.
Vera fuhr im Schrittempo neben dem Bordstein.
»Brauchen Sie Hilfe?«
Sie strich die Haare aus dem Gesicht. An den Fingern saßen
silberne Ringe.
»Danke. Ich bin okay.«
Wache graue Augen in einem blassen Gesicht.
»Soll ich Sie ein Stück mitnehmen?« fragte Vera.
»Stadtmitte?«
Vera nickte. »Steigen Sie ein.«
Die junge Frau ließ sich neben ihr in die Polster fallen.
Sie stellte eine Basttasche auf den Boden und beguckte sich
den rosa Schuh.
»Der ist hin. So ein Wichser.«
Mit zwei Fingern bewegte sie den Absatz vor und zurück.
»Mein gutes Paar hat er total plattgemacht. Mit 'nem Rasier-
messer. Die hätte ich gar nicht mit zur Arbeit nehmen sol-
len.«
Sie warf den Schuh auf den Boden.
»Typen gibt's. So was von durchgeknallt.«
Das Licht fiel in ihre toupierten schwarzen Haare.

»Das kann man kaum glauben.«
 Sie beugte sich zu der Strohtasche. Mit einem kleinen Fläschchen in der Hand tauchte sie wieder auf. Sie schraubte den Verschuß ab, hielt es an ein Nasenloch und sog die Luft ein.
 »Ist das toll ...« Sie machte die Augen zu. »Maiglöckchen. Wollen Sie auch mal?«
 »Nein, danke«, sagte Vera.
 Im Heck des Wagens vor ihr saß eine Dogge und sah gelangweilt nach draußen.
 »Können Sie sich das vorstellen?« Die junge Frau drehte Vera den Kopf zu. »Da kriegt so ein Typ ein Baby. Seine Frau, meine ich.« Sie schraubte die kleine Flasche wieder zu. »Und lädt uns ein, einen mit ihm zu heben nach Feierabend. Und wir tun ihm den Gefallen.«
 Eine Maiglöckchenwolke zog zu Vera herüber.
 »Alles ganz super und toll. Er karrt ein paar Flaschen Sekt an. Billigste Sorte, aber immerhin.«
 Vera machte das Fenster einen Spalt auf.
 »Und dann geh' ich zum Klo. Und was sage ich Ihnen?«
 Vera trat auf die Bremse. Die Ampel war rot.
 »Wie ich zurückkomme, sind alle weg. Ich bin die einzige, die noch da ist. Da hätte ich eigentlich schon wissen müssen, was kommt.«
 Eine Frau schob einen Zwillingswagen über den Zebrastreifen.
 »Fällt der über mich her und sagt, daß er mich heiraten will und alles. Und seine Frau hat gestern entbunden ...«
 Die Ampel war grün. Vera fuhr los.
 »Wie finden Sie das?«
 Sie sah auf die Hand mit den blauweißen Punkten, die den Knüppel der Gangschaltung nach vorn drückte.
 »Ich hab' ihm gesagt, das läuft nicht, und da dreht er durch.«
 Sie zog mit der rechten Hand an der Rockkante. Einen Moment lang bedeckte der Jeansstoff zur Hälfte das Loch im schwarzen Nylon. Sie ließ die Rockkante los. Der Stoff glitt wieder zurück.

»Schreit rum, ich wär' entlassen und soll abhaun. Als ob ich Bock darauf hätte, in seinem Laden zu bleiben nach dem Tanz.«

Sie betrachtete die breiten Laufmaschen, die sich über ihr spitzes Knie nach unten fraßen.

»Sowieso 'n Scheißjob, Friseur, den ganzen Tag stehen.«

Vera bremste vor einem gelben Wagen. Am Ende des langen Schwenkarms hing eine Gondel. Ein Mann mit einer Elektro- schere stutzte die Bäume.

»Wie der sich das denkt? Ich soll bei ihm arbeiten und in der Mittagspause mit ihm bumsen oder wie?«

Sie schraubte das Fläschchen auf, kippte ein paar Tropfen in ihre Hand.

»So ähnlich wird er sich das gedacht haben«, vermutete Vera.

»Wissen Sie, daß ich noch keinen Chef hatte, der mich nicht angegrabscht hat? Echt wahr. Manchmal frag' ich mich, warum ich nicht gleich auf den Strich gehe.«

Sie verrieb das Parfüm in ihrem Nacken.

»Ist natürlich Quatsch. Aber so Gedanken kommen einem schon mal.«

Vera drehte das Fenster weiter auf. Der Fahrtwind zog die Duftwolke nach draußen. Sie fuhren über die Kreuzung am Wall.

»Da hinten ist die Reinoldikirche«, sagte sie. »Soll ich Sie da rauslassen?«

Die Frau neben Vera schnupperte an ihren Händen.

»Es gibt viel zu wenig nette Typen. Hab' ich recht?«

Vera hielt auf einer freien Spur am Taxistand.

»Und wenn man einen hat, muß man ihn festhalten. Stimmt's?«

»Wir sind da.«

»Ist schon gut. Ich hab' verstanden. Sie wollen nicht mit mir reden.«

Sie sammelte den Schuh und die Strohtasche vom Boden.

»Sind sich wohl zu fein dazu.« Die Spitze des rosa Schuhs zeigte auf das Lenkrad. »Mit Ihren komischen Handschuhen

*da. Trotzdem, danke fürs Mitnehmen.«
Die Tür knallte zu.*

8

Vera schloß den Kofferraum ab. Sie hängte die Handtasche über die Schulter, faßte den Kasten Mineralwasser mit beiden Händen und überquerte die Straße. Die Frau in der Zeitungsbude schob neugierig den Kopf aus der Verkaufslade.

»Guten Tag«, grüßte Vera freundlich.

Der Kopf der Frau verschwand. Die Lade fiel krachend zu.

Vera schleppte den Kasten mit dem Wasser ein paar Meter die Straße hoch. Aus einem offenen Fenster schallten Stimmen. Im Halbkreis um Holztische gruppiert, saßen Männer unterschiedlichen Alters. Der Mann, der vor ihnen stand, sah Vera und hob die Hand zum Gruß.

Vor einem grauen Mietshaus bog sie in eine Toreinfahrt und lief in den Hof. Auf einem Stück verwilderter Wiese standen grüne Wäschestangen und rosteten vor sich hin. In einer Ecke sprossen Brennesseln.

Vera setzte den Kasten ab und sah an der Backsteinfassade hoch. Durch einen Fensterspalt wehte eine weiße Gardine. Sie schloß die Tür auf, trug den Kasten die grauweiß gesprenkelten Treppen nach oben.

Sie sperrte die Wohnungstür auf, hob die Kiste mit den Flaschen vom Boden. Mit dem Fuß schob sie die Tür hinter sich zu.

Auf dem Tisch in der Teeküche lag ein Zettel.

»Irma ist morgen beim Arzt. Bis dann. Angelika.«

Durch die Diele hallte das Klingeln eines Telefons.

Das rote Telefon schellte. Drä, drä, drä. Das schwarze gesellte sich dazu. Ring, ring, ring.

Vera lief zu dem antiken Sekretär am Fenster. Das Klingeln hörte auf. Mit einem Knacken sprang erst der eine, dann der andere Anrufbeantworter an.

Aus einem Seitenfach des Sekretärs zog Vera eine mit Samt bezogene Schachtel. Ihre blauweißen Handschuhfinger liefen

über das Register der dichtgedrängten Karteikarten. Beim Buchstaben K wurde sie langsamer, zog eine Karte heraus, ließ sie fallen, zog eine andere. Schließlich fand sie, was sie suchte, und schloß das Fach wieder ab. Mit der Karte in der Hand lief sie in die Teeküche zurück.

Vera legte die Karte auf den Küchentisch und griff eine Flasche Mineralwasser aus dem hellbraunen Kasten. Sie las, was vorn auf der Karte stand, goß sich ein Glas mit Mineralwasser voll, drehte die Karte herum, las weiter. Sie legte sie zurück auf den Tisch. Dann nahm sie ein Röhrchen aus der Handtasche, zog den Plastikstopfen heraus, warf die Tablette in das Glas. Luftblasen stiegen auf. Mit einem Löffel rührte sie um. Der weiße Fleck löste sich auf. Ohne abzusetzen, stürzte sie das Glas herunter.

Nebenan ging es wieder los. Drä, drä, drä.

Vera packte sich Glas und Flasche. Durch ein dunkelblau gekacheltes Badezimmer ging sie in einen Ankleideraum. Die Wände waren mit Einbauschränken verkleidet. In einer Ecke stand ein hoher Spiegel.

Mit einem Schlüssel öffnete sie den doppeltürigen Schrank. Sie zog die Handschuhe von den Fingern und legte sie sorgfältig in eine Schublade. Dann zog sie den Rock aus, die Bluse, hängte Kostüm und Bluse auf Kleiderbügel, stieg aus der Strumpfhose und entledigte sich der Unterwäsche. Als letztes nahm sie ein Gliederarmband ab und legte es in einen Schmuckkasten.

Sie griff ein weiches Stück Leder, faltete es auseinander, legte es um die Taille, zog die Luft ein und drückte einen Haken nach dem anderen in die Ösen. Das Leder spannte sich um ihren Körper, glänzte schwarz. Sie befestigte die schwarzen Strümpfe an den Strumpfhaltern und schlüpfte in ein paar hochhackige rote Pumps mit Plateausohle und Stilettoabsatz aus silbernem Stahl.

Sie prüfte den Sitz des Mieders vor dem großen Spiegel, drehte sich zur Seite. Die Silhouette stimmte. Das helle Fleisch ihrer

Pobacken blähte sich unter dem Mieder, der Busen lag hochgeschnürt und prall über den Viertekörbchen.

Vera setzte sieb vor den Spiegel, schminkte sich. Schatten um die Augen, Schatten über die Backenknochen, hart konturierte blutrote Lippen. Mit Gel strich sie sich die Haare an den Seiten streng nach hinten.

Steif lief sie zur Teeküche. Sie sah auf die Uhr. Halb neun. Sie nahm die Karte vom Tisch, überflog sie noch einmal.

Kurt, 45, Staatsanwalt, verheiratet, Töchter studieren (Medizin/Jura), geschlossene Schuhe, Strümpfe, Peitsche, Natursekt.

Sie stellte die Karte zurück in den Karteikasten, verschloß den Sekretär. Natursekt war kein Problem. Sie mußte nur genug trinken. Das war alles. Sie lief in das Ankleidezimmer zurück, setzte sich vor den Schminkspiegel. Sie goß ein Glas Mineralwasser ein, trank in kleinen Schlucken. Sie zog die Schublade auf, nahm ein Sortiment schwarzer Fingernägel heraus. Einen nach dem anderen schob sie ins Nagelbett, drückte ihn fest. Sie goß sich ein zweites Glas Mineralwasser ein, umfaßte es mit ihren schwarzen Krallen und führte es zum Mund. Am einfachsten war Bier. Das trieb am schnellsten. Für Mineralwasser mußte man sich mehr Zeit lassen.

»Hast du nicht manchmal die Nase voll von den ganzen Perversen?« hatte Angelika sie am Anfang einmal gefragt.

Vera legte das Lederband mit den silbernen Stacheln um den Hals.

»Es ist ein Beruf, und er ist nicht schlecht bezahlt«, hatte sie ihr geantwortet. »Was meinst du, was ich als Krankenschwester alles machen mußte? Und mich dazu noch dumm anquatschen lassen. Das wagt keiner hier bei mir.«

Vera legte die Finger um den Hals und zog das schwarze Band im Nacken zu. Sie goß sich noch ein Glas Mineralwasser ein.

»Und da ist noch etwas«, hatte sie geantwortet. »Ich habe keine Angst mehr.«

*Vera hob das Glas mit dem Mineralwasser und prostete sich im Spiegel zu.
»Es gibt einfach keinen Mann mehr, der mir angst machen könnte.«*

...

52

Auf dem Weg zurück in die Stadt kamen mir Autos mit eingeschalteten Lichtern entgegen. Bunte Blechtiere mit blassen Leuchtaugen. Zentner von Blech, die mit einem unglaublichen Aufwand an Kraft bewegt wurden. Für einen Motor hatte Frank Bartels seine Freundin an einen Kollegen verkauft. Wenn Strottmann junior uns die Wahrheit gesagt hatte. Und bisher sah es verdammt danach aus.

Wie aus dem Nichts tauchten blaue Lichter vor mir auf. Kollegen in Uniform liefen über die Fahrbahn. Ich fuhr einen Bogen. Ein Wagen hing mit der Schnauze im Graben.

War Frank Bartels' Tod wirklich ein Unfall? Oder war es Mord? Und wenn ja, weshalb hatte er sterben müssen? Wer hatte ein Interesse daran, daß er tot war? Hatten seine Kollegen Angst, daß er wegen Vergewaltigung gegen sie aussagen könnte? Genug Angst, um zu töten?

Eine Straßenbahn klingelte. Ich bremste und stand auf einmal quer auf den Gleisen. Der Fahrer schüttelte ungläubig den Kopf. Ich räumte die Kreuzung.

Vielleicht war es ja doch ein Unfall. Selbstfesselung. Was wußte ich schon von den geheimen Lüsten ganz normaler Männer? Plötzlich war mir klar, wo ich hinwollte. Ein paar Meter entfernt befand sich eine Beratungsstelle für Prostituierte. Nachhilfe in Sachen Sex war genau das, was ich jetzt brauchte.

In den Fenstern an der Dudenstraße brannte Licht. Wer hier arbeitete, konnte nicht auf geregelte Bürozeiten bauen. Ich schellte. Der Summer brummte.

87

Eine blonde Frau mit einem schwarzen Hund erwartete mich am Ende der Treppe. »Keine Angst. Er ist ganz brav.« Sie tätschelte dem Hund die Flanken und sah mich freundlich an. »Kommen Sie herein.« Sie schob den Hund an die Seite und sperrte die Tür weit auf.

Ein heller Flur voll bunter Plakate. Aus der Spitze eines Damenpumps fuhr ein Schlangenkopf und fauchte. Das Maul des Reptils stand offen und gab den Blick auf spitze weiße Zähne und eine rot züngelnde Zunge frei. Sie führte mich in ihr Büro. Das Licht über dem Schreibtisch brannte. Wir setzten uns an einen runden Tisch. Der schwarze Hund legte sich neben ihren Stuhl und legte den Kopf auf die Pfoten. An der Wand hing ein rosa Plakat ›Sex auf Nummer Sicher‹.

»Mögen Sie einen Kaffee?« fragte sie. »Dann redet es sich leichter.« Sie lächelte mir aufmunternd zu. Nur die Falten um ihre Augen verrieten, daß sie schon einen langen Tag hinter sich hatte.

Ich zog den Reißverschluß meiner Lederjacke auf. Sie hielt mich für eine Klientin. Wie hatte der Verkäufer in dem Lederladen so schön gesagt? ›Du bist doch eher so ein dominanter Typ.‹

»Ich bin von der Polizei«, sagte ich und legte meinen Ausweis auf die lila Decke. »Beate Stein, 1. K.«

»Wenn Sie von der Sitte wären, würde ich Sie kennen. Jutta Bergmann-Klüth«, stellte sie sich vor.

»Kennen Sie sich aus in Selbstfesselungen?« fragte ich sie. »Ich könnte Nachhilfe gebrauchen.«

Sie lächelte müde.

»Fragen Sie mich lieber, womit ich mich nicht auskenne ... Soll ich uns nicht doch einen Kaffee machen?«

Ich nickte. Sie sah aus, als könnte sie einen Muntermacher gebrauchen, und mir konnte er auch nicht schaden.

»Wenn Sie überhaupt Zeit für mich haben«, setzte ich nach.

Die Papierberge auf ihrem Schreibtisch sahen nicht nach Freizeit aus.

»Aber ja.« Sie stand auf und lief zur Tür. Der schwarze Hund hob den Kopf und ließ mich nicht aus den Augen. Ich sah auf das rosa Plakat und las.

»Der normale oder Vaginalverkehr. Die Oberflächenstruktur der Scheide ist ähnlich gebaut wie die der äußeren Haut und daher ziemlich robust.«

Ziemlich robust war ein ziemlich relativer Begriff. Wenn ich an die Fotos dachte, die ich schon auf meinem Schreibtisch liegen hatte.

»Bei einer hohen Anzahl von Freiern entsteht jedoch ein größeres Risiko von kleinen Verletzungen, daher sollten Gummis benutzt werden.«

»Möchten Sie Milch und Zucker?« Sie huschte mit dem Geschirr durch die Tür.

»Schwarz«, sagte ich. Im Nu hatte sie die Tassen auf dem Tisch aufgebaut und war wieder aus der Tür.

»Champagner-Naturekt-Urinspiele«, informierte ich mich weiter, »sind nahezu risikolos. Es soll aber weder Urin geschluckt noch auf der Haut verrieben werden. Aus gesundheitlichen Gründen empfiehlt es sich, nur unter der Dusche zu arbeiten.«

Ich stand auf, um alles Nähere unter der Überschrift »Fummeln« zu lesen. Der schwarze Hund knurrte. Ich setzte mich wieder.

Fast lautlos kam sie zur Tür herein. Der Hund ließ zufrieden seinen Kopf auf die Pfoten fallen. Ich fragte mich, wie sie das schaffte, sich so leise zu bewegen.

»Fragen Sie nur«, forderte sie mich auf und goß den Kaffee in die Tassen.

»Wir haben da einen Fall von Selbstfesselung in einer Garage«, begann ich und trank einen Schluck.

Sie sah mich an und wartete.

»Ich bin mir nicht sicher, ob es ein Unfall ist.«

»Haben Sie in der Garage einschlägige Literatur gefunden?« fragte sie. »Oder einen großen Spiegel?«
»Keinen Spiegel. Ein Männermagazin mit nackten Frauen. Nichts Spektakuläres.«
»Wie hat er sich gefesselt?«
»Mit einem Seil«, gab ich Auskunft. »Um den Hals und um die Taille. Seine Lippen waren rot geschminkt, die Geschlechtsteile mit einem Strumpf abgebunden.«
»Haben Sie weibliche Dessous gefunden?«
»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Nur den Lippenstift und die Zeitung. Das war alles.«
»Was genau wollen Sie von mir wissen?« fragte sie mich. Ich zuckte die Schultern.
»Wie weit Selbstfesselung verbreitet ist, wie glaubwürdig so ein Szenario ist.« Ich zögerte. »Ich habe andauernd mit Toten zu tun. Und ich halte viel für möglich. Aber mir fehlt es ...«, ich suchte nach einer halbwegs passenden Formulierung, »... an Erfahrung mit solchen Praktiken.« Sie unterbrach mich nicht. Das war bestimmt das Wichtigste an ihrem Job. Zuhören können, leise sein und diskret.
»Und ich will mich nicht nur auf das verlassen, was meine Kollegen so erzählen«, schloß ich meine Ausführungen.
»Da sind Sie hier richtig.« Sie versuchte zu lächeln, aber diesmal machten ihre Augen nicht mit. »Sie glauben gar nicht, was diese Wände hier schon alles gehört haben. Das können Sie sich nicht vorstellen.« Sie lehnte sich zurück.
»Fangen wir bei Ihrer ersten Frage an. Wie glaubwürdig so ein Selbstfesselungsszenario ist.«
Sie sah auf das rosa Plakat an der Wand und fuhr fort:
»Verbotene Dinge brauchen ihren Ort. Das Bordell, der Parkplatz im Wald und ... näher am eigenen Haus ... der Keller, der Dachboden, die Garage.«
Sie machte eine Pause.
»Ich finde Ihre Garage für Selbstfesselung sehr überzeugend. Auch wenn ein Spiegel fehlt«, fügte sie hinzu.

Sie sah mich aufmerksam an.

»Erzählen Sie mir mehr von dem Mann«, forderte sie mich auf.

»Er hat als Kfz-Mechaniker gearbeitet, hatte eine Freundin, die anschaffen geht, eine Wohnung, in der er mit ihr zusammengelebt hat. Und er hat erotische Fotos von seiner Freundin an Kollegen verkauft.« An dieser Stelle machte ich erst einmal Schluß.

Sie hatte mir aufmerksam zugehört. Jetzt dachte sie nach.

»Vielleicht hat ihn ja auch an seiner Freundin gereizt, daß sie Verbotenes tut, anschaffen geht ...« sagte sie. »Das würde gut passen.«

»Und warum hat er sich nicht von ihr fesseln lassen? Wenn sie sich in dem Gewerbe auskennt ...«

»Wollen Sie sich etwa in ihrer Freizeit mit Leichen befassen?«

Ich nahm meine Tasse vom Tisch. Jetzt konnte ich lesen, was unter ›Fummeln‹ auf der Wand stand. ›Fingernagelverletzungen durch Freier sollten auf jeden Fall abgeschlossen werden.‹

»Wie verbreitet sind Selbstfesselungen?« fragte ich. »Können Sie mir das sagen?«

Sie strich die blonden Haare aus ihrem Gesicht.

»Schwer zu sagen.« Sie beugte den Oberkörper nach vorn.

»Bevor ich hier gearbeitet habe, hätte ich mir nicht träumen lassen, was es alles gibt.« Sie schwieg. »Männer lassen sich ihre Geschlechtsteile auf Frühstücksbretter nageln.«

Sie sah auf den schwarzen zotteligen Hund.

»Anfangs hat mich das sehr schockiert. Aber heute?« Sie zuckte die Schultern. »Heute weiß ich, daß alles möglich ist. Alles, was Gefühle hervorruft, Körperreaktionen.«

Sie straffte ihren Rücken. Was sie da erzählte, ließ sie nicht kalt. Aber sie hatte sich in der Gewalt.

»Jede Körperöffnung läßt sich füllen, dehnen, stopfen, schmücken.« Es war leichter von Körperöffnungen zu reden, als sie beim Namen zu nennen.

»Hitze, Kälte«, fuhr sie fort. »Schmerz, Lust.«
Sie redete von Dingen, über die sie sich nicht erst seit heute Gedanken machte.
»Männlich, weiblich. Leder, Gummi«, zählte sie auf. »Immer geht es bis an die Grenzen, über die Grenzen hinaus.«
Sie kraulte dem schwarzen Hund die Ohren.
»Tiere habe ich noch vergessen. Und Kinder.«
Ihre Stimme klang bitter.
Ich dachte nach über das, was sie gesagt hatte.
»Da geht es doch nicht mehr um Lust«, sagte ich.
Sie legte eine Hand auf den Tisch.
»Manchmal denke ich, es geht darum, überhaupt etwas zu spüren.« Ihre Finger klopfen auf die Decke. »Und dann denke ich wieder, es geht um das Jagen nach Höhepunkten. Höher, schneller, tiefer, härter.«
Die Finger trommelten auf den Tisch.
»Und ein anderes Mal denke ich, es geht nur um Kontrolle. Sich selbst unter Kontrolle zu haben, den eigenen Schmerz, die Lust, die Partner.«
»Griechisch-Analverkehr«, stand auf dem Plakat an der Wand. »Die Schleimhaut des Darmes ist sehr empfindlich und wird wegen der Enge der Körperöffnung beim Analverkehr immer verletzt.«
»Stimmt es«, fragte ich, »daß Männer mit einem hohen Bildungs- und Ausbildungsstand ungewöhnliche Praktiken bevorzugen? Fesselungen zum Beispiel? Und alles, was Schmerz verursacht? Entspricht das Ihren Erfahrungen?«
»Ja und nein«, antwortete sie. »Sich Schmerzen zufügen lassen ist teuer. Das können sich nur gutverdienende Männer leisten.« Sie hielt kurz inne. »Und es stimmt auch, daß Männer in einer Machtposition gern die entgegengesetzte Rolle spielen, sich demütigen lassen.«
»Aber es gibt auch Männer, die nicht viel verdienen und in den Studios arbeiten, um sich das zu erlauben. Die kenne ich auch«, sagte sie.
Sie legte ihre Hand flach auf den Tisch.

»Und die anderen?« fragte ich. »Die in kein Studio gehen?«

»Die probieren es zu Hause.« Sie lächelte. Ihre Augen lächelten mit. »Wenn sie eine Garage zum Experimentieren haben. Und wenn es nicht klappt, landen Sie bei Ihnen. Das ist nämlich alles gar nicht so einfach«, setzte sie nach.

»Umsonst werden die Frauen in der Branche nicht so gut bezahlt. Auch für das Fesseln gibt es Expertinnen.«

»Expertinnen?«

»Im Material gibt es Spezialisierungen. Es gibt Frauen, die vorzugsweise mit Leder arbeiten, mit Gummiseilen, mit Strümpfen. Da besteht die geringste Verletzungsgefahr«, ergänzte sie. »Das ist ein sehr angenehmes Material.«

»Was sind das für Frauen, die in dieser Sparte arbeiten?« fragte ich sie.

Sie betrachtete das rosa Perlmutter auf ihren Fingernägeln.

»Intelligente Frauen«, sagte sie. »Frauen mit Phantasie und Einfühlungsvermögen. Frauen, die gern selber handeln.«

»Es kann nicht angenehm sein, Männer zu quälen«, vermutete ich.

»Angenehmer, als gequält zu werden. Finden Sie nicht?«

Sie sah mir in die Augen.

»Doch. Da haben Sie recht.«

Ich stand auf und gab ihr die Hand.

»Danke für den Kaffee und die Nachhilfe.«

Sie nahm zwei Broschüren vom Schreibtisch und reichte sie mir. »Tips für Frauen, die anschaffen« in Rot. Und »Tips für Frauen, die aussteigen« in Grün.

»Schaffen viele Frauen den Ausstieg?« fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Es wird immer schwerer. Wohnen, arbeiten, leben. Das ist für die Frauen kaum noch machbar. Manche schaffen's trotzdem«, fügte sie hinzu. »Wenn sie Hilfe bekommen.«

»Staatliche Hilfe?« erkundigte ich mich.

»Manchmal kriegen wir das hin«, sagte sie. »Aber offiziell ist das nicht. Der Staat kassiert«, ihre Stimme war bitter, »aber eine Umschulung finanziert er nicht.«
»Kennen Sie Tina Hetzel?« fragte ich ins Blaue.
Sie sah mich überrascht an.
»Ja, wir haben mit dem Sozialamt wegen der Übernahme der Krankenhauskosten verhandelt.«
»Ist sie nicht versichert?« fragte ich.
Sie lächelte müde.
»Jede Frau, die anschafft, wird sofort aus der gesetzlichen Krankenkasse geworfen, wenn die herauskriegen, was sie macht.«
»Und die privaten?«
»Die nehmen sie gar nicht erst auf.«
»Das darf doch nicht wahr sein«, entfuhr es mir.
»Das denken wir auch oft. Aber leider ist es so.«
Sie hatte auch keinen Job, um den ich sie beneidete.
»Für Tina hat erst einmal das Sozialamt gezahlt. Da waren wir froh. Hoffentlich kriegen wir das auch weiter so hin. Bei längeren Krankenhausaufenthalten zahlt das Sozialamt nicht mehr. Sie will aufhören«, fügte sie hinzu. »Und sie kann es schaffen. Was hat Tina mit der Kripo zu tun?«
»Sie war die Freundin des Toten.«
»Ach, dann ist Tinas Freund tot«, sagte sie nachdenklich.
»Er war der junge Mann in der Garage«, informierte ich sie. »Kannten Sie ihn?«
»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Nur aus Erzählungen.«
»Aus welchen Erzählungen?«
Es dauerte eine Weile, bis sie antwortete.
»Aus Tinas Erzählungen«, sagte sie. »Ich kenne ihn aus Tinas Erzählungen.«
Das klang, als wollte sie sich den Satz gut einprägen.
»Fanden Sie ihn sympathisch?« wollte ich wissen.
»Ich kann mir kein Urteil erlauben.«
Wieso war sie auf einmal so verdammt vorsichtig?
»Wenn Sie mal eine Frage in bezug auf Leichen haben ...«

Ich gab ihr meine Visitenkarte. »Ich revanchier' mich gern.«
»Darf ich Ihnen auch etwas geben?«
Sie hielt mir ein paar rote Plastikklippen hin. »Die verteilen wir auf der Straße und in den Clubs.«
Das Lächeln vertrieb die Müdigkeit aus ihren Augen.
Ich klappte die Lippen auf, und ein eingeschweißtes Kondom sprang mir entgegen.
Vor der Tür empfingen mich vertraute Geräusche, vertraute Bilder. Das Klingeln einer Straßenbahn, die hell erleuchtet mit ein paar einsamen Fahrgästen die Hohe Straße hinunterfuhr. Zwei Frauen stiegen aus einem Taxi. Drei Männer in Anzügen gingen in eine Kneipe.
Die Welt tat so, als wäre sie nicht total aus den Fugen.

NeonNächte

7

Wir stapften durch die Parfümabteilung. Künstliches Licht brachte die Glastheken mit ihren Flacons und Cremetöpfen zum Funkeln. Vorbei an Vitrinen, hinter denen Schmuckstücke glitzerten, gelangten wir zur Rolltreppe. Hier trennten sich Beckmanns und meine Wege. Er nach oben in die Haushalts-, ich nach unten in die Feinkostabteilung.

»Wo treffen wir uns?«

»Am Stand mit den Zeitschriften«, schlug er vor. Das war der einzige Punkt, wo er mich warten lassen konnte, ohne daß ich maulte.

»Um halb zwei?« fragte ich.

»Viertel vor?«

»Okay«, stimmte ich zu.

Auf silbernen Stufen rollte ich nach unten. Feinkostabteilungen sind die Teile von Kaufhäusern, die mich noch am wenigsten nerven. Und vor den Weinregalen ist es meist schön ruhig. Jedenfalls ruhiger als in dem Gewühl vor den Fleischtheken.

Ich bin ein Fan von trockenen Weißweinen, vorzugsweise Riesling, aber heute lachten mich die Flaschen mit dem neuen Beaujolais an. Wahrscheinlich war es die Farbe. Rot. Eine klare Alternative zu Grau. Ich stellte zwei Erzeugerabfüllungen in den Wagen.

Dann reihte ich mich in die Schlange an der Käsetheke ein. Plötzlich begann es in meiner Tasche zu tuten. Mit geübtem Griff stellte ich den Piepser ab. Das war's ja dann mal wieder. Ich räumte meinen Platz vor der Käsetheke.

Ein Kurztrip in die Stadt, und schon war mein freies Wochenende vorbei. Im Geiste verabschiedete ich mich von Beckmann, meinem Kuschelbett und den heißen Maronen. Ich gab dem Einkaufswagen einen Schubs und ließ ihn ohne mich in Richtung Frischmilch trudeln.

In der Ecke neben dem Schnäppchenmarkt gab es ein Kartentelefon. Ich wühlte in meiner Handtasche. In einem Seitenfach wurde ich fündig. Ich schob die Karte ein und wählte die Nummer der Zentrale. Während das Freizeichen in meinem Ohr summt, fragte ich mich, wie ich aus der abgesperrten Innenstadt zum Tatort kommen konnte. Eine völlig überflüssige Frage. Die Leiche lag keine dreihundert Meter Luftlinie von mir entfernt im Untergrund neben den Gleisen.

Über die Lautsprecher gab ein Mann die Knüller des Schnäppchenmarkts bekannt. Mäntel mit echtem Lammfutter für den Winter. Wer immer da auf mich wartete, hatte keinen Mantel mehr nötig.

Beckmann, schoß es mir durch den Kopf. Beckmann und sein Kupferkessel für die Kastanien. Ich arbeitete mich zu dem Schild Kundeninformation/Umtausch vor.

»Könnten Sie für mich eine Durchsage machen?« Ich versuchte es mit meinem charmantesten Lächeln.

Die Dame mit dem blonden Lockentuff legte den Kopf schief.

»Was für eine Durchsage?« Die Locken hüpfen zur Seite.

»Wir machen nur Diebstähle und verlorengegangene Kinder«, klärte sie mich auf.

Bei der beschränkten Auswahl konnte ich nicht viel machen.

»Kinder«, sagte ich.

»Mädchen oder Junge?«

»Junge.«

»Wie heißt er?«

»Lars Beckmann.«

Sie griff nach einem Zettel. »Wie alt?«

»Fünf«, antwortete ich, ohne zu zögern.

»Wo haben Sie ihn verloren?«

»In der Haushaltsabteilung.«

»Und das merken Sie erst hier unten?« Die Locken wippen entrüstet. Sie fing an zu schreiben und las laut mit:

»Der kleine Lars Beckmann hat in der Haushaltsabteilung

seine Mama verloren.«
»Tante«, verbesserte ich spontan.
»Also, noch mal«, sagte sie. »Der kleine Lars Beckmann hat in der Haushaltsabteilung seine Tante verloren. Und wie heißen Sie?«
»Stein«, gab ich bereitwillig Auskunft.
»Vorname?«
»Beate.«
»Tante Beate«, fuhr sie fort, »wartet im Tiefgeschoß in der Information.«
»Das geht nicht. Ich muß sofort nach Hause.«
»Sie wollen nicht auf den Kleinen warten?« In ihrem Gesicht stand das Grauen.
»Ich kann nicht. Lassen Sie durchsagen: ›Der kleine Lars soll allein nach Hause gehen.‹ Er kennt den Weg«, fügte ich erklärend hinzu.
»Ist denn zu Hause jemand da für den Kleinen?« fragte sie streng.
»Natürlich«, log ich. »Seine Eltern.«
»Das geht in Ordnung.« Sie klang eine Spur versöhnlicher. »Wenn Sie weg müssen.«
Ich lief zu den Rolltreppen. Als ich nach oben fuhr, hörte ich die Durchsage. »Der kleine Lars Beckmann ist in der Haushaltsabteilung verlorengegangen. Ich wiederhole: Der kleine Lars Beckmann ist in der Haushaltsabteilung verlorengegangen. Tante Beate kann nicht auf ihn warten. Lars soll nach Hause gehen, zu seiner Mama und seinem Papa. Ich wiederhole ...«
Ich trat die Flucht nach vorn durch die Glastüren an. An den Ständen mit den bunten Herbstblumen vorbei lief ich die Hansastrasse hoch, einer Leiche entgegen.

Er packte sie unter den Armen, zerrte sie weg von den Gleisen. Sie war schwerer, als er dachte. Oder er war schwächer,

als er für möglich gehalten hatte. Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn. Der Schotter knirschte. Endlich hatte er es geschafft. Er lehnte sie an die Wand und kniete sich vor sie. Ihr Haar roch nach Aprikosen. Knopf für Knopf drehte er das runde Metall aus dem Stoff. Er packte sie am Nacken, zog sie an sich, streifte erst den einen, dann den anderen Stoffärmel von ihrem Arm. Die Jacke fiel hinter ihr auf den Boden. Er knöpfte die Bluse auf, zog sie von den Schultern. Eine Weile hielt er sie einfach weiter so in den Armen. Wie gut sie roch. Seine Finger strichen über ihr Haar. Frauenhaar. Er hatte schon lange über keine Frauenhaare mehr gestrichen. Sie fühlten sich ein wenig struppig an. Struppiger als Leos Fell. Er sah auf den Träger, der unter ihrem Unterhemd rosa über den weißen Arm baumelte. Wann hatte er das letzte Mal eine Frau in einem Unterhemd gesehen? Lisa hatte immer nur diese Unterröcke getragen. Nie hatte er bei ihr ein Unterhemd gesehen. Lisa hatte nicht nach Aprikosen gerochen. Lisa roch nach Rosen. Jede Rose hatte sie in einer Schale getrocknet. Bei Lisa gab es keine verdammte verblühte Rose, die in den Abfalleimer gewandert war. Er zog die Uniformjacke und Bluse hinter ihrem Rücken hervor, stopfte sie in seinen Sack. Dann streifte er die Schuhe von ihren Füßen und packte sie zu der Jacke. Er griff das Messer, schob die Klinge ein Stück weiter vor, stellte sie fest. Mit einer Hand hob er eine Strähne des blonden Haars vom Kopf ab. Ratsch, war sie ab. Eine Strähne nach der anderen wanderte in seine Manteltasche. Er steckte das Messer weg und betrachtete sein Werk. Haarbüschel, die kurz am Kopf lagen, um ihn standen. Die schönen Haare gehörten ihm. Kein anderer würde daran noch Freude haben. Er holte die Haare aus seiner Manteltasche hervor. Mit beiden Händen formte er daraus ein Nest, roch daran. Aprikose. Die gehörten jetzt für immer ihm. Er steckte die Haare behutsam in den Sack, richtete sich auf, humpelte zu den Gleisen, strich mit dem gesunden Bein den

Schotter wieder glatt. Schwarze Steine hüpfen um seinen Schub. Es blitzte auf dem Boden. Ein Schlüssel mit einem Anhänger. Er hielt ihn fest in der Hand, fühlte. Ein silberner Stern. Jetzt brauchte er nur noch das Auto zu finden. Dann konnte er losfahren. In die ganze Welt. Er kicherte in sich hinein. Mit so einem Schlüssel brauchte man sich an keine Frau zu schleichen. Heimlich, im Dunkeln. Ein Mercedes. Er hatte tatsächlich den Schlüssel zu einem Mercedes gefunden. Früher hatte er ein Auto. Keinen Mercedes. Aber ein richtiges Auto. Das war die Zeit, als Lisa noch bei ihm war. Und jetzt hatte er den Schlüssel für einen Mercedes. Er hielt den Schlüssel fest in der Hand.

9

Hell wie ein Ufo, das aus Versehen auf der freien Fläche hinter dem Rathaus gelandet war, strahlte die U-Bahn-Station ›Stadtgarten‹ durch den trüben Tag.

Ich drückte die Glastür auf. Auf silbernen Stufen tauchte ich in eine taghell ausgeleuchtete künstliche Welt ab. Neonlicht flutete über Fliesen. Auf dem Bahnsteig standen Menschen mit Taschen und Tüten und warteten auf ihre Bahnen. An der Wand hinter den Gleisen hingen Werbetafeln. Menschen, die unter grünen Bäumen saßen und scherzten und lachten.

Auf der Suche nach einer Leiche wanderte ich mit meinen Augen die Holzschwellen im Schotter ab. Licht brach sich auf den Schienen. Am Ende des Bahnsteigs erkannte ich einen Kollegen in Uniform. Ich schlug mich zu ihm durch. Vorbei an Menschen, die keine Ahnung von meiner Verabredung mit dem Tod hatten.

»Es ist da hinten.« Der Kollege zeigte in den Tunnel. In regelmäßigen Abständen saßen helle Lichter auf der Tunnelwand. »Im Seitentunnel.« Er preßte das rotweiße Band herunter, mit dem das Ende des Bahnsteigs abgeriegelt war. »Geben Sie acht, wenn Sie die Gleise überqueren.

Eine Leiche im Tunnel reicht.«

Ich stieg über das Plastikband, folgte den Stufen und landete auf einem Gitterrost, der tiefer in den Tunnel hinein führte. Auf dem Eisenrost wanderte ich die Tunnelwand entlang. Rechts neben mir hingen dicke Kabelschnüre auf der Wand. Links von mir lagen die Schienen mit ihren Holzschwellen im Schotter. Plötzlich begannen die Gitter unter meinen Füßen zu schwingen. Mein Herz schlug schneller. Es dröhnte in meinen Ohren. Ich blieb stehen und lehnte mich an die Wand. Putz rieselte über meinen Ärmel. Eine Bahn donnerte hell erleuchtet an mir vorbei. Als es wieder ruhig unter meinen Fußsohlen war, lief ich weiter. Vor mir teilte sich der Tunnel. Ich sah helle Lichter. Dort waren also die Kollegen.

Ich schwang mich von dem Rost und blickte über die Schienen. Kein Dröhnen, kein Beben, keine Gefahr einer nahenden Bahn. Die Luft stand still. Ich lief los, quer über die Gleise, stolperte im Schotter, fing mich und machte, daß ich so schnell wie möglich zu den Kollegen im Seitentunnel kam.

Eine Bahn stand dunkel und mit offenen Türen auf den Gleisen.

»Da bist du ja endlich.« Unter den Tunnellampen funkelte mich Weber mit seinen Seehundaugen an.

»Und?« fragte ich ihn.

»Eine Frau. Es wird dir nicht gefallen.« Die Enden seines Schnauzbarts zipfelten traurig nach unten.

Sie lag dicht an der Wand. Ein paar Schritte von den Holzschwellen der Gleise entfernt. Im Bruchteil einer Sekunde nahm ich alles wahr. Den Oberkörper mit der Schulter im Schotter, den Arm, der darunter eingequetscht war. Den Kopf mit den kurzen, seltsam gerupft wirkenden Haaren, das Gesicht. In der Augenhöhle ein Loch, der Stumpf von einer Nase. Es zuckte in meinem Magen. Auch das noch. Da hatten die Ratten zugeschlagen.

Ich nahm schnell den Blick aus dem Gesicht, sah auf das weiße Unterhemd, den rosa Träger über dem nackten Oberarm, die lange graue Hose. Ein Stück Stoff am Oberschenkel fehlte. Das Fleisch klaffte offen bis auf den Knochen. Verdammte Rattenbrut. Meine Magenwände zuckten. Keine Schuhe an den Füßen, registrierte ich, dunkelblaue Socken.

»Bea? Darf ich dir Herrn Schack vorstellen? Von den Stadtwerken. Herr Schack, meine Kollegin, Kriminalhauptkommissarin Stein.«

Ich schüttelte einem jungen Mann mit Nickelbrille die Hand. Seine Gesichtsfarbe hatte einen leichten Grünstich im Licht der Tunnellampen.

»Es ist furchtbar«, stammelte er. »Ganz schrecklich.«

»Herr Schack hat die Tote gefunden«, sprang ihm Weber bei.

»Es ist eine Fahrerin von uns«, sagte Herr Schack, nahm seine Brille ab und wischte mit dem Handrücken über die Augen.

Ich fragte mich, ob er allein vom Anblick der Toten so mitgenommen war. »Kennen Sie die Frau?«

»Nein.« Er setzte seine Brille wieder auf. »Nicht persönlich.«

»Woher wissen Sie dann, daß es eine Fahrerin von Ihnen ist?«

»Woher?« Seine Augen blinkten hinter den Gläsern. »Sie trägt doch Uniform.« Er merkte, was er gesagt hatte. »Sie hat eine Uniformhose an, meine ich«, besserte er nach.

Im Nachbartunnel donnerte eine Bahn vorbei. Es lärmte und dröhnte. Ich wartete, bis der Krach sich wieder gelegt hatte.

»Wann haben Sie sie gefunden?« wollte ich wissen.

»Als ich die 407 am Hauptbahnhof bereitstellen wollte.«

Ich sah ihn verständnislos an.

»Ich bin hier der technische Leiter«, erklärte er. »Wenn es sein muß, springe ich schon mal selbst mit ein.«

»Was genau wollten Sie machen?« hakte ich noch einmal nach.

»Ich wollte die 407 hier«, er zeigte auf die dunkle Bahn, »rüber zum Hauptbahnhof bringen. Dort hat der Fahrer gewartet.«

»Und dann haben Sie hier unten die Leiche gefunden?« Er nickte. »Ich habe sofort die Polizei angerufen und für die Beleuchtung im Tunnel gesorgt, als ihre Kollegen kamen.«

»Ihre Aussage ist sehr wichtig, Herr Schack«, versicherte ich ihm. »Wenn Sie meinem Kollegen das alles noch einmal ganz genau erzählen könnten?«

Die Kollegen von der Spurensicherung hatten eine schwarze Tasche in der Mangel.

»Papiere?« erkundigte ich mich.

Gebhard schüttelte den Kopf. »Nichts. Nur das.« Er hielt mir einen Zettel in einer Plastiktüte unter die Nase.

»Wagenlaufbuch«, las ich.

»Ihre Personalnummer.« Er zeigte auf eine Zahl, die mit Kuli eingetragen war. »Vermute ich mal.«

Schritte hallten über den Schotter. Fleischer stolperte mit seinen Koffern heran. Er sah mit Ekel im Gesicht erst auf mich und anschließend auf seine Schuhe. Schwarzer Lack, von Schotterdeck verstaubt. An irgendwem würde er seine schlechte Laune auslassen. Ich war auf einiges gefaßt. Er setzte die Koffer neben der Toten ab. »Haben Sie nicht einmal eine anständige Leiche für mich?« knurrte er mich an.

»Sie wissen eben nicht, was gut ist«, konterte ich.

»Haben Sie das gesehen?« Er zeigte auf den Augapfel.

»Ratten. Ekelhaft. Wenn ich etwas hasse, dann ist es Tierfraß, bah.« Er machte die Taschen auf. »Da lobe ich mir einen sauberen Nahschuß mit einem Trommelrevolver. 7,65 mm Kaliber. Ein hübscher kleiner Stern auf der Stirn. Das ist alles.«

»Wie ist sie umgekommen?« fragte ich. »Was würden Sie sagen?«

»Sieht nach Genickbruch aus. Sie kann gestürzt sein, wer will das jetzt schon sagen.« Er trat näher an die Leiche heran, ging vor ihr in die Knie. »Luftig angezogen, die Dame.« Sanft, wie ich es ihm nicht zugetraut hätte, hob er mit seinen Plastikfingern die rechte Schulter an.

»Was haben wir denn hier?« Er legte die Schulter vorsichtig zurück, kam wieder hoch. »Kein Genickbruch.«

»Und?« fragte ich.

»Messerstiche. Mehr als einer.« Mit einem angewiderten Ausdruck im Gesicht sah er auf die Frau, die vor seinen staubigen Schuhen im Schotter lag. »Ich hasse Dilettanten.« Er trat von der Leiche zurück. »Ein Könnner hätte sie mit einem anständigen Stich erledigt.«

»Wenigstens sieht es nicht nach Sexualmord aus.«

Ich war froh, daß der Täter ihr nur die Jacke, nicht die Uniformhose ausgezogen hatte.

»Warten Sie ab, bis ich eine genaue Untersuchung gemacht habe ...«, warnte er mich. »Einem Verrückten, der so zusticht, traue ich alles zu. Haben Sie das hier gesehen?« Er zeigte auf eine Stelle zwischen Hals und Kinn. Vernarbtes Hautgewebe.

»Könnte eine Verbrennung gewesen sein.«

»Ganz meine Meinung. Wie alt schätzen Sie sie?« Fleischer sah mich neugierig an.

Um die Frage zu beantworten, mußte ich noch einmal in das Gesicht sehen, das vor uns im Schotter lag. Fleischer lauerte auf meine Reaktion. In meinem Magen gurgelte es, als ich die leere Augenhöhle und die angefressene Nase sah.

»So an die vierzig«, sagte ich und guckte Fleischer dabei fest ins Gesicht. Die Kollegen geben nie auf. Bei jeder Leiche wird neu getestet, was die Stein vertragen kann. Das Spiel kenne ich. Manchmal frage ich mich, was Fleischer

erwartet. Daß ich ohnmächtig werde und er mir mit Riechsalz wieder auf die Beine helfen kann?

Ich überquerte die Schienen und lief an der Tunnelwand Richtung Bahnsteig zurück. Nach ein paar Metern begannen unter meinen Schuhsohlen die Drahtgitter sacht zu schwingen. Noch hörte ich nichts als ein entferntes Summen. Die Luft um mich vibrierte. Im Licht der Tunnellampen jagten Staubteilchen in Wirbeln durch die Luft. Ich lehnte mich an die Wand. Mit hellem Kreischen kam die Bahn heran. Ein Mann in einer grauen Uniform saß am Steuer. Es ratterte und dröhnte. Im Nu war die Bahn vorbei. Der Lärm war vorüber. Nur die Gitter unter meinen Füßen bebten nach.

10

Ich kletterte aus dem Tunnel auf den taghell beleuchteten Bahnsteig hinauf. Zwei Kollegen standen mit einem grauen Zinksarg oben vor der Absperrung. Sie sahen mich die Stufen hochkommen und setzten den Sarg ab.

»Wie ist es?« fragte einer der Kollegen. »Schlimm?«

Ich las die Angst in seinen Augen. Jeder von uns hat Angst. Angst vor der Leiche. Egal, ob wir sie rauslassen oder hinter derben Sprüchen verpacken. Ich konnte ihm die Angst nicht nehmen.

»Ziemlich«, antwortete ich ehrlich. »Rattenfraß.«

Zusammen mit seinem Kollegen hievte er den Sarg über die rotweiße Absperrung. Sie brachten ihn in Schräglage und stiegen die Drahtstufen hinab. Auf dem schmalen Steg wanderte der Sarg die Wand entlang.

»Frau Kommissar.« Der Kollege an der Absperrung deutete mit dem Kopf auf einen Mann, der mit dynamisch geöffnetem Mantel über den Bahnsteig eilte. Mein liebster Staatsanwalt. Heute blieb mir nichts erspart.

»Frau Kollegin Stein.« Er sah auf mein linkes Ohrläppchen. Dahin, wo eine Silberschlange saß. »Wir hatten ja

105

schon mehrfach das Vergnügen.«
 Er sagte tatsächlich Vergnügen. Es klang so, wie es gemeint war. Ätzend und säuerlich.
 »In der Tat«, bestätigte ich.
 »Demnach werden Sie in diesem Fall die Ermittlungen leiten?«
 »Es sieht so aus«, verstärkte ich seine bösen Ahnungen. Er fixierte mein rechtes Ohrläppchen. Kein Loch, kein Ohrring, Natur pur.
 »Mord, Selbstmord oder Unfall?«
 »Vermutlich Mord.«
 »Das Opfer?«
 »Eine Straßenbahnfahrerin.«
 »Eine Frau?« Seine Stimme klang genervt. »Ausgerechnet.«
 Ich spitzte die Ohren. Es ist immer interessant, wenn Männer das Geschlecht zum Thema machen.
 »Warum ausgerechnet?« fragte ich nach.
 »Ich erinnere nur an diesen unsäglichen Fall im Jungferntal.«
 Vor sechs Monaten war eine Schülerin auf dem Heimweg nachts vergewaltigt und getötet worden. Das einzige, was wir herausgekriegt hatten, war, daß der Täter mit ihr in der gleichen Straßenbahn gefahren war.
 »Degoutant, wie das hochgespielt wurde.«
 Der Fahrer der Bahn konnte sich vage an den Mann erinnern. Das Phantombild war entsprechend. Vage und wirkungslos. Der Mörder lief nach wie vor frei herum.
 »Seither verschwende ich meine Zeit auf Sitzungen mit Sozialarbeitern und Gemeindeschwestern und ...«, er legte seine ganze Verachtung in das Wort, »... ›diskutiere‹ über Gewalt im öffentlichen Raum.«
 »Ein spannendes Thema«, befand ich neutral.
 »Ein gräßlicher Fall. Jetzt zu diesem Zeitpunkt.« Er blickte irritiert auf drei Mädchen, die ein paar Schritte von

uns entfernt die Köpfe zusammensteckten und laut lachten. »Ein Mord im öffentlichen Raum. Und wieder eine Frau.«

»Frauen werden schätzungsweise alle drei Minuten Opfer von Gewalt. Im privaten und im öffentlichen Raum«, klärte ich ihn auf.

»Wen interessiert das denn?« Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der rechten Hand. »Es ist eine rein politische Frage.«

Ausnahmsweise war ich mit ihm einer Meinung. Aber ich hatte das dumpfe Gefühl, daß wir nicht das gleiche damit meinten.

»Gut, daß Sie den Fall leiten.« Er konzentrierte sich wieder auf mein linkes Ohr. »Als Frau.«

Die Erleichterung in seiner Stimme war unüberhörbar.

11

Mit quietschenden Bremsen hielt eine Bahn auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig. Am liebsten wäre ich eingestiegen und geflüchtet. Aus dieser Röhre, in der sich die verbrauchte Luft staute. Ich knöpfte meinen Plastiktiger auf. Die Bahn rauschte ohne mich aus der Station heraus.

Immer mehr Menschen drängten sich vor dem rotweißen Plastikband, reckten sich auf Zehenspitzen, um über fremde Köpfe einen Blick in den Tunnel zu erhaschen. Der Kollege an der Absperrung hatte weise gehandelt und sich Verstärkung geholt. Zu zweit sicherten sie den Zugang zu den Gleisen. Jetzt gesellten sich noch zwei Männer in schwarzen Uniformen zu meinen grünweißen Kollegen. Private Sicherheitsdienste. Wo findet man die nicht?

Heute war ich ausnahmsweise einmal froh, daß sie da waren. Vier Männer sind einfach besser als zwei, um zu verhindern, daß die Katastrophengucker sich unter die Räder einer Bahn verlaufen. Ich dachte an die Schlagzeilen, die

das machen würde. Heinze, der Leiter unserer Dienststelle, wäre darüber mit Sicherheit nicht entzückt. Aber einige meiner männlichen Kollegen würden sich vor Schadenfreude die Hände reiben.

»So sieht man sich wieder.« Ein Typ in einer Schimanski-jacke versperrte mir den Weg. Eine Kamera baumelte von seinem Arm. »Warum rufen Sie nicht endlich einmal bei mir an?« grinste er mich an.

»Ich mag keine Männer, die Tag und Nacht vor dem Polizeifunk hocken.«

»Ich doch nicht«, verwahrte er sich und setzte die ironische Linie um seine Mundwinkel ins beste Licht.

»Und wie kommen Sie hierher? Alles Zufall?« fragte ich.

»Es gibt Kollegen von Ihnen, die unterstützen die freie und unabhängige Presse.« Er lächelte mich gewinnend an.

»Sollten sie nicht?«

Da hatte sich ein Kollege mal wieder eine kleine Neben-erwerbsquelle aufgetan.

»Wie sind die Preise?« wollte ich wissen. »Lohnt es sich?« Ich habe nichts gegen Bestechung. Aber die Preise müssen stimmen. Alles unter einer halben Million ärgert mich.

»Gehen Sie mit mir ins Kino«, schlug er vor. »Und dann laden Sie mich zu einem Kaffee ein. Dabei plaudert es sich nett.«

»Ich überleg mir's«, teilte ich ihm nicht zum ersten Mal mit.

»Verraten Sie mir was über die Leiche?« Er deutete mit dem Kopf auf die Absperrung. »Ist doch eine Frau, oder nicht?«

»Kein Kommentar. Ich habe zu arbeiten. Das fordert mich.« Ich steuerte die Treppe nach oben an. »Außerdem, bei Ihren Beziehungen brauchen Sie mich doch nicht.«

»Hey, laufen Sie nicht so schnell weg ...«

Weber kam mir auf den Stufen entgegen. Fahrstühlen und Rolltreppen hat er den Krieg erklärt. Alles, was rollt, verfolgt er mit einem düsteren Blick. Seit zwei Wochen.

Seitdem ist er auf Schlankheitstrip.

»Ich habe mich umgetan. Wir können mit dem Chef der Toten reden.« Er schwenkte einen Zettel. »Opitz. Der hat heute Dienst.«

»Hast du uns angemeldet?«

»Das hat Schack von der Leitstelle aus organisiert.«

Schack? Einen Moment dauerte es. Dann hatte ich den Finder der Leiche vor Augen. Seine Nickelbrille und das grüne Gesicht.

»Wo finden wir ihn?«

»Im Betriebshof«, gab Weber Auskunft.

»Und wie kommen wir da jetzt hin?«

Weber faltete seinen Zettel und verstaute ihn in der Jackentasche. »Wir können mit dem Wagen. Die Demo ist aufgelöst.«

»Friedlich?«

Weber nickte. »Die Kollegen schäumen. Sie mußten jeden einzeln von der Kreuzung tragen.«

»Wenn das Fernsehen die Kameras drauf hält, halten sie sich an die Vorschriften und sind richtig nett.«

»Was willst du damit jetzt schon wieder sagen?« schimpfte er.

Am Fuß der Rolltreppe jonglierten zwei Kollegen mit einer langen Kiste aus grauem Metall.

»Sei friedlich«, sagte ich zu Weber. »Das Leben ist kurz.« Neben uns schwebte der Metallsarg mit der toten Fahrerin die Treppe hoch. Vorbei an Menschen, die stumm eine Gasse bildeten, trugen die Kollegen den Sarg mit der Toten durch die helle Eingangshalle in das Dunkel hinaus.

Scharfe Stiche

Endlich hatten wir es geschafft. Und uns zu der letzten Patientin von Professor Schneider aufgemacht, die auf unserer Liste stand. Von der Pinnwand sah sie täglich auf uns herab. Aber ihre Bekanntschaft hatten wir bisher noch nicht gemacht.

Das Haus sah nicht sehr einladend aus. Halbverfallen lag es da, die Fensterscheiben blind und zerbrochen, von innen mit Holzplatten zugenagelt. Der Putz bröckelte. Metallgitter an der Fassade verhinderten, dass größere Brocken hinunterfielen. Stacheldraht sollte ungebetene Besucher abschrecken.

»Hier wohnt keiner mehr.« Weber hob einen Putzbrocken auf und warf ihn gegen das mit Stacheldraht ummantelte Gitter. »Fehlanzeige.« Das Gitter zitterte. Der Brocken fiel zurück auf den Boden, wo etliche andere lagen.

»Immer langsam.« Ich lief zum Nachbarhaus, betrachtete das Holztor, von dem die Farbe bröckelte. »Hast du nicht gesagt, die Hausnummer sei 22 a?«, rief ich.

Er nickte. Ich rüttelte am Tor. Es war sperrig, aber es sprang auf. In der Einfahrt war es dunkel. Es roch nach Moder und Urin. Ich balancierte über Steine und über verrottende Bretter, die unter meinen Fußsohlen knarrten. Dem Licht am Ende der Durchfahrt entgegen. An zwei Wäschepfeilern vorbei, die in den Boden betoniert waren, lief ich über nasse Erde auf einen weißen Container zu, der wie ein Fremdkörper inmitten des von Steinen übersäten Geländes stand. Links neben dem Container bemerkte ich eine riesige Satellitenschüssel.

»Bea«, hörte ich Weber hinter mir rufen. »Warte. – Saurei«, schimpfte er, als er bei mir angekommen war.

Angewidert betrachtete er seine schmutzverkrusteten Schuhe. Meine eigenen sahen nicht besser aus.

Ich deutete auf eine Kokosmatte, die direkt vor der Tür des Containers lag. Weber nutzte die Chance, und ich

drückte auf eine Klingel, neben der kein Namensschild angebracht war.

Ich hörte Geräusche hinter der Tür. Aber die Tür blieb zu. Ich schellte ein zweites Mal. Wieder nichts. Jetzt drückte ich mit meinem Finger ein paar Mal auf den Knopf.

»Wer ist da?« Ich hörte eine Stimme hinter der Tür.

»Polizei«, rief ich.

»Und was wollen Sie von mir?«, drang es durch die Tür.

»Sind Sie Angelika Schwarze?«, schrie ich.

»Und wenn schon. Was wollen Sie?«

»Mit Ihnen sprechen.«

»Ich will Ihren Ausweis erst sehen.«

»Kein Problem. Ich schiebe ihn unter der Tür durch.«

Weber trat ungeduldig von einem Bein auf das andere.

Es dauerte eine Ewigkeit, aber dann öffnete sich tatsächlich die Tür.

»Ich bin Angelika Schwarze.« Die Frau im Rollstuhl hielt mir meinen Ausweis entgegen. Ich nahm ihn ihr aus der Hand.

Sie war Mitte vierzig und hatte ein schmales Gesicht mit wachen Augen. Ihre Haare waren weiß und auf Kinnlänge geschnitten. Aufrecht und elegant saß sie im Rollstuhl, in einer schwarzen Hose. Ein hellbeiger Poncho war um den Oberkörper drapiert.

»Und wer ist das?« Sie hielt den Kopf schief, um einen besseren Blick auf den Mann zu haben, der hinter mir stand.

»Das ist mein Kollege, Kriminalhauptkommissar Weber.«

»Guten Tag, Frau Schwarze.« Weber streckte wohlgezogen seine Hand aus.

Sie wendete den Rollstuhl. »Folgen Sie mir«, befahl sie.

»Und machen Sie die Tür zu.«

Der glatte Boden federte leicht, als ich hinter ihr in ein Zimmer lief, das wie ein Büro aussah. Weiße Roll-

schränke. Weiße Regale, in denen sich Papiere und Ordner stapelten.

Ein breiter Schreibtisch stand vor einem Fenster, durch dessen heruntergelassene Jalousien das Licht in Streifen in den Raum fiel. Darauf ein Computer, der angeschaltet war. Auf dem Bildschirm bewegte sich etwas. Ich sah genauer hin. Die Venus von Milo. Auf ihrem Sockel kreiste sie um sich selbst. Von einer Ecke des Bildschirms in die andere.

»Setzen Sie sich.«

Das Sofa aus schwarzem Leder sah streng und geschäftsmäßig aus. Als ich mich setzte, war ich überrascht, wie bequem es war. Sie rollte zu uns an den Glastisch.

»Was wollen Sie von mir?« Eine Augenbraue in ihrem ebenmäßigen Gesicht war skeptisch hochgezogen.

»Lesen Sie Zeitung?«, fragte ich.

»Nein«, sagte sie. »Was die Zeitungen schreiben, interessiert mich nicht.«

»Dann wissen Sie vielleicht noch nicht, dass ein Arzt gestorben ist. Ein prominenter Arzt. Ein Schönheitschirurg.«

»Benutzen Sie diesen Ausdruck in meiner Gegenwart bitte nicht«, sagte sie.

»Professor Schneider ist tot.«

»Oh«, sagte sie. Mehr nicht.

»Wir kommen zu Ihnen, weil Sie eine Patientin von Professor Schneider waren«, erklärte Weber.

»Ja.« Sie verhakte ihre Finger ineinander. »Das stimmt.« Eine Weile war es still.

»Ich vermute, Doktor Schneider ist keines natürlichen Todes gestorben.« Sie sah uns aus wachen Augen an.

»Wieso vermuten Sie das?«, fragte ich.

»Sie sind Kriminalkommissarin, Kriminalhauptkommissarin«, verbesserte sie sich. »Das stand auf Ihrem Ausweis. Ich kann zwei und zwei zusammenzählen.«

Mein Kollege lehnte sich zurück.

»Sie waren eine Patientin von Professor Schneider«, fuhr ich fort. »Er hat Sie operiert, eine Brustvergrößerung, wenn ich richtig informiert bin.«

Sie nickte stumm.

»Und Sie waren nicht zufrieden mit seiner Arbeit.«

»Ja, ich war nicht zufrieden«, stimmte sie mir zu. »Ganz und gar nicht. Das ist ein wenig verkürzt, aber ja, so kann man das sagen.«

»Wieso waren Sie nicht zufrieden?«, fragte ich direkt.

Sie zog den Poncho enger um sich. »Ich muss ein wenig ausholen. Ist Ihnen das recht?«

»Uns ist alles recht«, antwortete ich. »Sonst wären wir nicht bei Ihnen.«

»Ich hatte schon einiges hinter mir, als ich zu Doktor Schneider in die Praxis ging.«

Sie sah auf den Bildschirm. Auf die weiße Frauenstatue, die dort auf dunkelblauem Grund kreiste.

»Meine ersten Implantate habe ich mir mit vierunddreißig einsetzen lassen.« Sie hielt inne. »Nachdem man mir beide Brüste wegen Krebs weggenommen hatte.« Sie schüttelte den Kopf. »Das mag für Sie unglaublich klingen, aber ich wäre nie selbst auf die Idee gekommen, so etwas machen zu lassen. Ich war damals nur mit dem Kampf gegen die Krankheit beschäftigt. Das Ästhetische war mir völlig egal.«

Weber betrachtete die Decke. Er sah nicht aus, als würden die Emotionen, die in diesem Fall hochkochten, ihn beglücken.

»Ja, und dann hat mein behandelnder Arzt im Krebszentrum mir gesagt: Sie sind so jung, Sie wollen doch nicht auf Ihr Frausein verzichten.« Sie verzog den Mund. »Ich habe nicht rebelliert damals. Habe ihn nicht gefragt, ob sich das Frausein auf zwei kleine Fleischhügel vor den Rippen reduziert.«

»Und da sind Sie in die Praxis von Professor Schneider gegangen«, folgerte ich.

»O nein«, wehrte sie ab. »Damals kannte ich Professor Schneider noch nicht. Mein behandelnder Arzt hat mir einen Spezialisten in München empfohlen.« Sie strich sich mit einer Hand eine Haarsträhne zurück.

»Was hat er Ihnen eingesetzt?«

»Das waren Silikonkissen, die der ersten Generation. Typ und Hersteller interessieren Sie sicher nicht.«

»Und?«, fragte ich. »Wie ging es Ihnen damit?«

»Am Anfang habe ich alles für Nachwirkungen der Chemotherapie gehalten, von meinem Krebs. Ich war schlapp und habe mich fürchterlich gefühlt.«

»Aber dann ...«

»Aber dann habe ich gesehen, wie meine Brüste sich verändert haben. Die linke wurde hart und härter, und die rechte wurde schlaff und sackte nach unten.« Sie zögerte.

»Ein klassischer Befund. In der linken Brust hatte sich das Gewebe verkapselt, und in der rechten war das Kissen geplatzt, wie man später rausgefunden hat.«

»Was haben Sie da gemacht?«, fragte mein Kollege.

»Ich bin wieder nach München gefahren, zu meinem Spezialisten«, sagte sie bitter. »Vor kurzem habe ich sein Bild im Fernsehen gesehen. Da wurde er als einer der zehn Besten in Deutschland gefeiert.«

»Was hat er zu Ihren Brüsten gesagt?«

»Er war entsetzt. Es hat ihn schockiert.«

»Und was hat er Ihnen geraten?«, fragte ich.

»Es mit der neuen Generation der Kissen zu versuchen, die angeblich reißfest sind.«

»Angeblich?«

»Siebzig Prozent aller Silikonkissen reißen«, klärte sie mich auf. »Erste Generation, zweite, dritte. Nur, das wusste ich damals noch nicht.«

»Also haben Sie sich neue einsetzen lassen?«, fragte Weber ungläubig.

Sie nickte. »Stolz bin ich darauf nicht. Mein Mann wollte nicht, dass ich das noch einmal mitmache, dass er das

noch einmal mitmacht. Aber ich habe nicht auf ihn gehört.« Sie wickelte sich tiefer in ihren Poncho. »Und mitgemacht hat er es dann auch nicht. Er hat sich von mir getrennt. Von da ab war ich allein mit allem.«

»Sie haben sich ein zweites Mal operieren lassen«, fasste ich zusammen.

Sie nickte bestätigend. »Ich habe das ausgelaufene Silikon entfernen und das verkapselte Kissen herausschneiden lassen. Ich habe alles neu machen lassen. In dem Glauben, dass es diesmal endgültig sei.« Sie sah mich an. »Wissen Sie, wie lang die Lebensdauer eines Silikonkissens ist?«, fragte sie mich.

»Keine Ahnung«, antwortete ich. »Zehn, zwanzig Jahre.« »Eher so bei zehn«, sagte sie, »wenn Sie Glück haben, aber damals dachte ich so wie alle anderen Frauen, eine Operation wäre für immer. Eine Operation im Leben. Das wäre schön, finden Sie nicht?«

»Das glauben heute bestimmt noch viele Frauen«, sagte ich.

»Ja. Das muss so sein, anders erklärt sich nicht, dass immer mehr Frauen das machen lassen.«

»Sie hatten auch mit der zweiten Operation kein Glück«, vermutete ich.

»Man kann mit diesen Operationen kein Glück haben«, verbesserte sie mich. »Aber das wusste ich damals noch nicht. Das Silikon tritt immer durch die Implantatwand in den Körper ein, auch wenn das Kissen nicht reißt. Aber wenn das Kissen reißt, ist es fürchterlich. Dann wandert das Zeug überallhin und vergiftet den ganzen Körper. Wenn es in die Lunge kommt, ins Herz, ist alles zu spät.« »Es gibt Todesfälle?«, fragte ich verblüfft.

»Die oberste Gesundheitsbehörde in den USA hat an die hundert Todesfälle durch Silikon anerkannt. Und die sind beileibe nicht großzügig, das ist nur die Spitze vom Eisberg.« Sie schwieg. Dann fügte sie hinzu: »Bei mir ist auch das zweite rechte Kissen gerissen. Und ich habe es erst

Jahre später gemerkt.«

Ihre Augen folgten der Venus, die von links nach rechts und von rechts nach links über den Bildschirm kreiste.

»Zuerst wurde ich nur immer schlapper, bekam andauernd Erkältungen, konnte keine Treppen mehr steigen, bis ich am Stock und schließlich in diesem schönen Gerät hier gelandet bin. Die Ärzte bezeichnen das als rheumatischen Formenkreis. Ein hübscher Ausdruck, finden Sie nicht?«

Ich wusste nicht, ob ich ihre Gefasstheit bewundern sollte oder mich erkundigen, ob sie in psychotherapeutischer Behandlung sei.

»Ich weiß, dass es die Folgen von Silikonvergiftung sind!«

»Silikonvergiftung?« Weber wunderte sich.

»In Amerika ist das längst anerkannt. Da ist Silikon inzwischen verboten. Das kann Ihnen dort nicht mehr eingesetzt werden. Die Firmen mussten Milliarden an Entschädigungen zahlen. Eine Firma hat das nicht überlebt.«

»Und hier?«, fragte ich. »Hier ist das legal?«

»Europaweit hat es jetzt gerade mal die erste Empfehlung gegeben, dass bei Minderjährigen unter achtzehn Silikon nur eingesetzt werden soll, wenn es therapeutisch dringend angeraten ist.«

»Therapeutisch dringend angeraten«, wiederholte ich erstaunt.

»Bei unter Achtzehnjährigen«, Weber schüttelte den Kopf. »Das glaub ich nicht.«

»Haben Sie versucht, mit Hilfe eines Rechtsanwalts ...«, setzte ich an.

»Das hier«, sie schlug auf die Armlehne ihres Rollstuhls, »ersetzt zu bekommen plus einer Entschädigung vielleicht?« Sie schüttelte den Kopf. »Mit meiner Krankengeschichte? Bei dem Krebs?«

»Aber Sie hätten es doch versuchen können.«

Sie sah mich an. »Vielleicht haben Sie Recht. Ich hatte Angst davor, dumm dazustehen bei einem Prozess. Lächerlich habe ich mich schon genug gemacht. Das können Sie mir glauben.«

Sie zog ihren Poncho bis ans Kinn.

»Wann sind Sie zu Professor Schneider in Behandlung?«, fragte ich.

»Zu ihm bin ich gegangen, als ich mir das zweite Set der Silikonkissen entfernen ließ. Damals fiel mir das Laufen schon schwer. Ich bin auf Krücken zu ihm in die Praxis.«

»Und?«, fragte ich.

»Er hat ...«, sie zögerte. »Wie soll ich das sagen.« Sie schluckte. »Seinen ganzen Charme, sein Fachwissen und seine Überzeugungskraft eingesetzt und mir dazu geraten, es noch einmal zu versuchen.«

Weber starrte sie fassungslos an. »Sie haben sich ein drittes Mal Implantate einsetzen lassen?«

»Es gibt Frauen, die haben sich zehn und mehr Mal neue Kissen einsetzen lassen.« Ihre Stimme klang bitter. »Drei Mal ist nichts Besonderes.«

»Und wie haben Sie das vertragen?«, erkundigte ich mich.

»Schlecht«, sagte sie. »Noch nie in meinem Leben habe ich mich so schwach gefühlt wie nach der Operation.«

»Und?«

»Er hat mir Implantate mit einem Polyurethanschaum-Mantel eingesetzt.«

»Damit dichtet man Rohre ab.« Mein Kollege schüttelte den Kopf.

»Bestimmt können Sie sich denken, wie es weiterging.«

»Lassen Sie mich raten. Auch diese Neuentwicklung hat es nicht gebracht.«

»Nein«, bestätigte sie. »Auch die neuen Implantate haben zu Verkapselungen geführt. Diesmal sind beide Brüste hart geworden.«

Ich begann, sie zu bewundern. Sie saß immer noch aufrecht in dem Rollstuhl.

»An die Schmerzen in der harten Brust war ich inzwischen gewohnt. Die hätte ich ertragen«, erzählte sie weiter. »Das war gar kein Thema mehr für mich. Schlimmer war, dass mir der Stock nicht mehr reichte und ich mir eine Gehilfe mit Rädern und Sitzgelegenheit anschaffen musste.«

»Und Professor Schneider?«, fragte ich.

»An einem Tag, als alles grau und schwarz für mich war, bin ich zu ihm gegangen. Ich wollte seinen Rat, seine Hilfe. Ich kann mich nur wundern, wie vertrauensselig ich immer noch war.« Sie schluckte. »Und dann saß ich bei ihm in der Klinik im Wartezimmer und wartete und wartete. Man hatte mir gesagt, er sei im OP. Das war gelogen.«

Sie zog den Poncho enger um ihre Schultern.

»Ich bin zur Toilette gerollt mit meinem Stuhl und kam am Büro seiner Assistentin vorbei, dieser Frau Doktor Martinek. Die Tür war angelehnt. Ich erkannte seine Stimme. Ich wollte nicht lauschen, aber ich habe angehalten mit meinem Stuhl, weil ich so überrascht war, hier im Gang seine Stimme zu hören. Ich wäre nicht da draußen sitzen geblieben, wenn ich gewusst hätte, was ich zu hören kriegen würde.«

Sie zog den Poncho fest zusammen.

»Schaff mir diesen Silikonkrüppel vom Hals, Eva«, hat er gesagt. »Ich halte diese Schwarze heute nicht aus.«

Sie schluckte.

»Schaff mir diesen Silikonkrüppel vom Hals. Können Sie sich vorstellen, wie der Satz bei mir eingeschlagen ist? Da wusste ich, was ich war. Aus berufenem Mund.«

»Und? Was haben Sie gemacht?«, wollte Weber wissen.

»Ich war wie betäubt. Ich weiß heute noch nicht, wie ich nach Hause gekommen bin.« Sie sah zu dem Computer hinüber. Wo die Venus ohne Arme ihre Kreise drehte. »Im Nachhinein kann ich ihm eigentlich nur dankbar sein.«

»Dankbar?« Weber zupfte ratlos an seinem Bart.

»Ich bin aufgewacht. Das hört sich vielleicht etwas pathetisch an. Aber von da an habe ich keinem Arzt mehr getraut, der in dieser Branche arbeitet. Und ich habe selber geforscht, was es mit dem Silikon auf sich hat. Ich bin zu einer Spezialistin geworden. Schneider hatte Recht. Ich bin ein Silikonkrüppel. Aber für ein Rechtsgutachten bestätigt hätte er mir das nicht.«

»Hatten Sie nicht eine unglaubliche Wut auf Schneider?«, wollte Weber wissen.

»Ach, wissen Sie«, sie zupfte eine Ecke ihres Ponchos von der Hose und betrachtete die Fransen. »Schneider ist ja nur so ein kleines Rädchen in dieser ganzen Geschichte. Da gibt es eine Menge Leute, auf die man Wut haben muss. An erster Stelle die Unternehmen, die Milliarden an Profiten machen mit Produkten, von denen sie wissen, dass sie der Gesundheit der Menschen schaden. Und Politiker, die sich nicht trauen, die Menschen davor zu schützen, dass sie Versuchskarnickel für Produkte werden, deren Kurz- und Langzeitschäden nicht abzusehen sind.« Sie legte die Fransen ordentlich zurück auf ihren Schoß.

»Ich habe mich dazu entschlossen, meine Erfahrungen positiv zu nutzen.«

»Positiv«, echote Weber verblüfft.

»Ich habe eine Seite im Netz eingerichtet, auf der ich über meine Erfahrungen berichte und weitergebe, was ich über die Implantate weiß. Vielleicht hält das andere Frauen davon ab, das durchzumachen, was ich durchgemacht habe.«

»Wenn ich richtig informiert bin, sind Ihre Aktivitäten nicht nur auf das Internet beschränkt.«

Sie lächelte. »Ich nutze auch den Anblick, den ich biete.«

»Für Artikel in der Presse?«, fragte ich.

»Dafür interessiert sich niemand. Silikonkrüppel im Rollstuhl. Das macht der Zeitgeist nicht mit. Und die Zeitungen wollen ihre Werbekunden nicht verlieren.«

»Also stellen Sie sich vor Schönheitskliniken und verteilen Flyer an die Kunden.«

Sie nickte. »Ja, das mache ich hin und wieder. Ich verbreite nichts, was nicht der Wahrheit entspricht.«

»So in der Art von: Fünf Dinge, die Sie sich fragen sollten, bevor Sie sich zu einer Brustoperation entscheiden.«

»Sie kennen meinen Flyer ja schon«, freute sie sich.

»Darf ich Sie zum Schluss noch etwas Persönliches fragen?«

»Das kommt darauf an.« Sie sah mich aufmerksam an.

»Tragen Sie Ihre Implantate noch?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Und ich werde mir auch nie wieder neue einsetzen lassen, falls Sie das fragen wollten. Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas.«

Sie rollte an dem Schreibtisch vorbei in eine Küche, in der eine Wand aus lauter Kühlschränken bestand. Sie öffnete eine Tür. Ich sah Schüsseln unterschiedlicher Größe, die mit Aufklebern sauber beschriftet waren. Sie zog eine Aluminiumschüssel heraus, nahm die Plastikhaube ab und stellte den Behälter auf den Küchentisch. »Die habe ich zwei Jahre lang in mir getragen.«

Weber wandte den Blick ab. Ich sah auf zwei Bälle, die mit einer weißen Schicht überzogen waren. Sie stieß ihren Finger hinein. »Hart wie Tennisbälle. Schauen Sie sich das an.«

Ich deutete auf die anderen Schüsseln im Kühlschrank.

»Das sind alles ...?«

Sie nickte. »Implantate, die ich von anderen Frauen zur Verfügung gestellt bekommen habe. Schauen Sie, so sieht das aus, wenn die Kapsel gesprungen ist.« Sie griff nach einer Schüssel und zog die Plastikhaube ab.

Ich blickte auf ein Bündel unförmigen gelben Schliers.

»So ähnlich müssen meine Ersten ausgesehen haben. Gleiches Fabrikat. Ähnliche Verweildauer im Körper.«

»Und was machen Sie damit?«, fragte ich.

»Das fotografiere ich und stelle es ins Netz.« Sie zog die Plastikhülle über den Rand der Schüssel und stellte die Schüssel zurück.

»Dürfte ich bei Ihnen bitte einmal zur Toilette?« Mein Kollege war leicht grün im Gesicht.
»Aber ja«, sagte sie. »Dort drüben ist es.«
Weber stolperte zur Tür.
»Scheint nicht viel auszuhalten, Ihr Kollege.« Sie machte den Kühlschrank zu.
»Er ist ein Mann«, sagte ich.
»Ja«, bestätigte sie. »Viel aushalten tun sie nicht.«
»Wo waren Sie in der Nacht von Sonntag auf Montag?«
»Ist das die Nacht, in der Schneider starb?«
»Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit.«
»Und Sie halten mich für verdächtig.« Sie lächelte. »Das ist ja ein Kompliment. Dass Sie einem Krüppel wie mir einen Mord zutrauen.«
Ich lächelte zurück. »Sie sind keine Frau, die sich von einem Rollstuhl in ihren Aktivitäten bremsen lässt.«
Sie drapierte ihren Poncho am Ausschnitt.
»Da haben Sie sicher Recht.«
»Seit wann wohnen Sie hier?«
»Seit ich im Rollstuhl sitze«, gab sie bereitwillig Auskunft.
»Da habe ich mir den Container besorgt und ihn auf das Grundstück gesetzt.«
»Das Grundstück gehört Ihnen?«
Sie nickte. »Nach der Scheidung habe ich von meinem Mann zwei Mietshäuser bekommen. Zur Alterssicherung.«
Sie erriet meine Gedanken.
»Das andere ist etwas besser in Schuss als das hier«, lächelte sie.
»Warum lassen Sie es nicht abreißen?«
»Vielleicht mache ich das auch«, sagte sie. »Im Moment gibt es andere Prioritäten. Und es gibt noch einen Grund. Bitte lachen Sie nicht.« Sie legte schelmisch den Kopf in den Nacken und sah hoch zu mir. »Ich liebe den Verfall, die Zeichen der Zeit an Menschen und an Gebäuden. Aber sagen Sie's nicht weiter.«

Ich hielt die Hand hoch zum großen Indianer-Ehrenwort.
Weber tauchte von der Toilette wieder auf. Mit diesem
leichten Grünstich im Gesicht.
»Habe ich Ihnen weiterhelfen können?«, fragte sie jetzt,
ganz ›grande dame‹.
Weber und ich nickten brav.
»Wenn Sie das nächste Mal kommen, melden Sie sich
bitte an.«
»SSSSSelbstverständlich«, stotterte mein Kollege.
Sie wendete den Rollstuhl und fuhr zur Haustür. Wir
folgten ihr.

Perfekte Pläne

18

Liebe Edith,

die Tage verstreichen, ohne dass ich von den Kindern höre. Sie können mir nicht verzeihen, was ich mit meinen groben Händen angerichtet habe. Ich bin nicht stolz, dass ich Johannes mehr als einmal eine Ohrfeige gegeben habe. Ich dachte damals, das muss so sein, das ist meine Aufgabe als Vater, damit der Junge lernt.

Es hat mich nervös gemacht, dass ich ihm alles dreimal erklären musste und er es selbst dann noch nicht verstanden hat. Ich weiß noch genau, wie ich ihm vor einem wichtigen Fußballspiel mit seiner Jugendmannschaft gesagt habe: Du musst trainieren, Junge, es fehlt dir noch an Ballgefühl. Aber er hat nicht auf mich gehört. Johannes hat lieber auf seinem Zimmer gegessen, Löcher in die Luft geschaut und Musik gehört. Wenn man das Gekreische, für das er sich interessiert hat, überhaupt Musik nennen kann – er hat saumäßig gespielt, natürlich, und das Fußballspiel ist voll in die Hose gegangen. Ich bin anschließend auf den Platz gelaufen und habe ihm eine geschmiert. Es hat mir keinen Spaß gemacht, meinem Sohn eine Ohrfeige zu verpassen. Ich dachte, ich müsste das tun, damit er so etwas nie wieder macht. Damit er lernt. Das habe ich doch nur zu seinem Besten getan.

Franka ist für ihn in die Bresche gesprungen damals. Ihre Stimme hat sich überschlagen, sie hat mich laut beschimpft, was ich für ein Sadist wäre, ihrem Bruder so etwas anzutun. Vor der versammelten Mannschaft. Johannes hat mich nicht beschimpft, er konnte mir nicht in die Augen sehen. Wie so oft. Das hat mich jedes Mal noch wütender gemacht. Ich wollte einen Mann aus ihm machen. Deshalb habe ich darauf bestanden, dass er in den Ferien in der Firma arbeitet, alles von der Pike auf lernt. Ich habe immer gedacht, das macht er extra, so dumm kann kein Junge sein. Und da ist

123

mir halt die Hand ausgerutscht. Mehr als einmal. Du hast immer gesagt, dass ich zu streng zu dem Jungen bin, Edith. Bestimmt hattest Du recht. Aber ich habe es doch nur gut gemeint. Ich wollte ihn hart machen. Ich wollte, dass er das Geschäft übernimmt. Wie sollte er denn den Angestellten sagen, wo's langgeht, wenn er nicht stark und sicher und ein Vorbild war?

Heute weiß ich, dass Du recht hattest, Edith, und nicht ich. Dass ich den Jungen falsch angefasst habe. Ich habe ihm nicht genügend vertraut. Ich habe zu früh zu viel von ihm verlangt. Ein anderer hätte es mir vielleicht gezeigt, mir zeigen wollen, dass er es trotzdem schafft. Dazu war unser Junge nicht stark genug. Franka hat es mir im Streit oft an den Kopf geworfen. ›Johannes ist sensibel. Er ist begabt. Er hat Phantasie. Brich ihm nicht das Genick.‹ Vielleicht hätte der Junge ein ganz anderes Selbstbewusstsein entwickelt, wenn ich ihm vertraut, mich voll und ganz hinter ihn gestellt hätte. Das konnte ich nicht damals. Ich habe dieses schüchterne Kerlchen, das mir nicht in die Augen sehen konnte, nicht ausgehalten. Vielleicht weil ich selber mal so ein schüchternes Kerlchen war, sein Blick hat mich daran erinnert. Mit dreiundsiebzig kann ich mir das eingestehen, aber damals, als Johannes in der kritischen Phase war, konnte ich das nicht. Und jetzt kann ich die Zeit nicht mehr zurückdrehen. Damals, bei Deiner Beerdigung, hätte ich ihm die Hand reichen können. Mich bei ihm entschuldigen für alles, was ich falsch gemacht habe. Und bei Ruth und Franka. Das habe ich versäumt. Jetzt könnten sie mir die Hand reichen, hier in der Klinik. Bisher haben sie es nicht getan.

Es sind noch zwei Wochen Zeit. Zwei Wochen, das sind vierzehn Tage, in denen sie sich melden können oder auch nicht. Der Gedanke beunruhigt mich. Was soll ich tun, wenn sie nicht kommen? Was kann ich schon tun?

Wenn sie nicht zu mir kommen in diesen zwei Wochen, Edith, dann lasse ich sie los. Dann akzeptiere ich, dass meine Kinder mich als Vater abgeschrieben haben. Ich sehe das ganz

nüchtern. Ich bin nicht umsonst ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen. Man muss eine Situation realistisch einschätzen. Wenn sie nicht kommen und ich sie nicht rufe ... Und das werde ich nicht, Du kennst mich, das kann ich nicht. Dazu bin ich zu stolz. Was sind das denn für Kinder, die gerufen werden müssen, wenn ihr Vater gerade dem Tod von der Schippe gesprungen ist? Wenn sie also nicht kommen, dann werde ich das akzeptieren, daraus meine Schlüsse ziehen. Ich werde sie abschreiben und mich neu orientieren. Es bringt nichts, alte Leitungen hier und da zu flicken. Manchmal muss das ganze alte Leitungssystem herausgerissen und erneuert werden. Wer wüsste das besser als ein gelernter Installateur, ein Sanitätsmeister. Aber für so eine grundsätzliche Sanierung braucht es Kraft. Hilf mir, Edith, dass ich die Kraft dazu finde. Mit dreiundsiebzig noch einmal ganz von vorne anzufangen. Neue Pläne zu machen.

19

Ein Gutes hat es, dachte ich, als ich die Straße zum Ruhrtal hinunterfuhr. Wenn dein Liebster nicht zu Hause auf dich wartet, kannst du Dinge tun, die sonst der trauten Zweisamkeit zum Opfer fallen. Raus ins Grüne fahren zum Beispiel, um deine Freundin zu besuchen. Bei der du seit Wochen nicht mehr vorbeigeschaut hast. Wie schafften das die anderen nur, zu zweit zu leben und trotzdem die eigenen Freunde zu pflegen, die eigenen Wünsche nicht zu vergessen?

Ich genoss den freien Blick über den Fluss, das satte Grün der Wiesen, auf denen Kühe weideten, die Baumkronen, die sich rot und gelb zu färben begannen. Wie gut es einem tut, auf Bäume zu schauen, auf Ackerfurchen, durch die Vögel spazieren, auf Hecken, die wild wuchern. Auf einen Himmel, der keinen Anfang und kein Ende hat. Mit jedem Baum, den ich betrachtete, jeder einzelnen Krähe, die auf dem Seil einer Hochspannungsleitung saß,

fiel die Anspannung des Arbeitstages von mir ab. Rieselte der Staub sämtlicher Akten, die ich je in die Hand genommen hatte, von mir. Vergaß ich die Wut und den Hass und die Hilflosigkeit, die Menschen dazu brachten, sich gegenseitig umzubringen, das Leben von sich und von anderen zu zerstören. Vergaß ich die alten Fälle, die auf dem Holzbock in meinem Büro auf ihre Bearbeitung warteten. Den alten Mann, der mir tot in einer Kirche begegnet war.

Während ich über die Ruhrbrücke fuhr, in die Straße bog, die sich durch Tannenwälder hoch zu meiner Freundin zog, fiel mir ein, was ich ihr bei unserem letzten Treffen alles versprochen hatte. Nichts, aber auch gar nichts davon hatte ich gehalten. Ich seufzte. Das sollte das Wichtigste in deinem Leben sein, Beate, die Menschen, die dich lieben, die Menschen, die du liebst, und nicht irgendwelche Leichen, irgendwelche Dramen, die nicht deine sind. Anna forderte nichts von mir. Sie verstand alles. Gerade deshalb hätte sie es verdient, dass ich hielt, was ich ihr versprach, ohne dass sie mich darum bitten musste.

Du hast es geschafft, heute Abend zu ihr zu fahren, baute ich mich auf. Das ist besser als nichts. Besser als alles, was du in den letzten Wochen auf die Beine gestellt hast, wo du noch nicht mal die Zeit zu einem langen Telefonat mit ihr gefunden hast.

Die Tannen wurden durch Laubbäume abgelöst, ich fuhr auf der Höhenstraße, von der ich auf den Bauernhof abbiegen konnte. Auch das war typisch Anna. Sie war auf dem Bauernhof geblieben. Allein. Mitten in einem Naturschutzgebiet. Weit weg von jedem Supermarkt. Selbst als sie ihr Augenlicht verlor, war sie nicht der Vernunft gefolgt und in die Stadt gezogen. In die Nähe der Menschen, die ihr helfen konnten. Sie war hier geblieben. Und zum Erstaunen aller kam sie hier in der Einöde auch als Blinde allein klar.

Als ich den Wagen vor dem alten Scheunentor abstellte, ließ das Tageslicht nach. An der Scheunentür brannte eine Lampe. Anna, die selbst kein Licht mehr sah, machte immer bei Einbruch der Dunkelheit das Scheunenlicht an. Damit die Sehenden, die bei Einbruch der Nacht die Gehandikaptten waren, den Weg zu ihr fanden.

Ich lief am Freigehege mit den Pfauen vorbei. Wie immer legten sie sich mächtig ins Zeug, randalierten und spreizten die Federn zu eindrucksvollen Rädern. Die Pfauen sind Annas Wachhunde. Ihr Lärm kündet die Besucher an.

Anna stand auf der Schwelle der Eingangstür und lauschte mit schräg gestelltem Kopf in die Nacht. »Bea, bist du das?«

Woran erkannte sie mich? Am Motorengeräusch meines Wagens? Am Schreien der Pfauen? Am Klang der Schritte, mit denen ich zu ihr über den Schotter des Hofes gelaufen kam?

»Schön, dass du mich mal wieder besuchst.« Sie breitete die Arme aus und drückte mich.

»Du riechst sooo gut«, seufzte ich. Anna riecht immer gleich. Unter Hunderten von Menschen würde ich sie erkennen. Nur an diesem Geruch: Steinstaub und Kernseife, begleitet von einem Hauch Apfelduft.

»Komm rein«, forderte sie mich auf und tastete mit ihrer Hand nach dem Lichtschalter. Ich sah die Kisten mit Äpfeln, die in der Diele gestapelt standen. Und roch ihren Duft. Süß wie ein Sommer voll Sonne. Mit einem winzigen Hauch Fäulnis, der ahnen ließ, dass kein Sommer ewig war.

»Woran arbeitest du?«, fragte ich.

Wir standen in der großen Diele, die sie als Atelier nutzte. Ein riesiges Fabeltier stand auf einem Podest. Eine Hälfte war noch ein unförmiger grauer Steinblock. Die andere Hälfte besaß Flügel, die fein ausgearbeitet waren. Anna formte steinerne Tiere, die allesamt Flügel haben.

Phantasietiere, die anstelle der Augen nur leere Höhlen besitzen. Es schockiert mich jedes Mal, wenn ich diese starken Tiere sehe, die kräftigen Flügel und diese Höhlen, in denen die Augen fehlen.

»Magst du einen Tee? Oder lieber einen Wein?« Zielsicher, ohne anzuecken, lief sie zu der Küchenzeile am Ende des Ateliers.

»Wein«, entschied ich. »Ein Glas darf ich.«

Ich setzte mich an den Holztisch, der aus einer Baumscheibe bestand, die Anna mit ihren Händen abgebeizt und mit einem feinen Lack zu neuem Leben erweckt hatte.

Mit sicheren Griffen nahm sie eine Flasche Wein aus dem Kühlschrank, zog eine Schublade auf, fuhr mit der Hand hinein, suchte, nahm einen Dosenöffner in die Hand, erfüllte ihn, legte ihn wieder zurück, bis sie einen Korkenzieher in der Hand hatte.

»Ich wollte schon viel eher kommen«, begann ich.

Sie tastete mit ihren Fingern den Flaschenhals ab, bevor sie den Korkenzieher ansetzte. »Du bist hier«, stoppte sie mich. »Alles andere ist unwichtig.«

Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen. Womit hatte ich ihre Großzügigkeit verdient?

»Wie geht es dir?«

»Ach, Anna«, seufzte ich auf. »Was für eine Frage.«

Sie stellte die Flasche ab, tastete sich mit den Händen die Tischkante entlang, bis sie neben mir stand. Sie legte erst eine Hand in meinen Nacken, dann die zweite, trat hinter mich und massierte meinen Nacken.

»Wann lernst du endlich?« Ihr Mund war dicht an meinem Ohr. »Du bist hart. Viel zu hart.« Ihr Atem strich mir ins Gesicht.

»Entspann dich.« Ich spürte ihre Finger in meinem Nacken, schloss die Augen, gab mich dem Streicheln ihrer Hände hin.

»Na, siehst du«, freute sie sich. »Es geht doch.«

»Nur bei dir kann ich mich gehenlassen«, verriet ich ihr.
Ihre Hände streichelten weiter.
»Vor mir hast du keine Angst. Ich bin ein Krüppel, bei mir hast du nichts zu fürchten.«
Ich griff nach hinten, packte ihre Hände.
»Das ist es nicht, Anna. Du bist meine Freundin. Dir kann ich trauen.«
Sie fasste meine Hände, hielt sie fest.
»Warum bist du so misstrauisch?«, fragte sie mich.
»Menschen sind unberechenbar«, seufzte ich. »Sie stechen einander ab, wenn sie Probleme haben. Sie sind einfach nicht zivilisiert.«
»Ein neuer Fall?« Sie legte meine Hände zur Seite und massierte weiter meinen Nacken.
»Ein alter Mann«, erzählte ich. »Wir haben ihn in einer Kirchenbank gefunden. Erstochen.«
»Es gibt viele unglückliche Menschen.« Anna strich mit ihrem Daumen meine Halswirbelsäule entlang. »Unglück bringt Gewalt.«
»Du hast für alles Verständnis«, brummte ich. »So was wie dich gibt's nicht nochmal. Du würdest den Mann, der dir die Säure ins Gesicht gespritzt hat, noch mit Blümchen im Gefängnis besuchen.«
Sie hörte mit dem Streicheln auf, tastete sich am Tischrand zur Küchenzeile zurück, öffnete einen Schrank, holte zwei Gläser heraus, stellte sie auf den Tisch.
»Was gefällt dir nicht daran?«
Mit einer Hand den Rand des Glases abtastend, goss sie mit der andern zielsicher in die Öffnung, die sie erkundet hatte. Kein Tropfen ging daneben.
»Ich könnte dem Typen, der bei dir eingebrochen ist und dir die Säure ins Gesicht geschüttet hat, nie verzeihen«, sagte ich grimmig.
»Er hatte Angst, er wollte nicht ins Gefängnis. Er wusste sich nicht anders zu helfen.«
Konzentriert goss sie das zweite Glas voll.

»Woher willst du das wissen?«, fragte ich.
»Ich habe ihn besucht. Im Gefängnis. Komm, lass uns anstoßen.« Sie hielt ihr Glas in die Luft und sah mich mit diesen leeren Augen an.
»Du hast was?«, fluchte ich. »Diesen Scheißkerl noch mit einem Besuch aufgebaut?«
»Er ist kein Scheißkerl, du hast nicht das Recht, über einen Menschen zu urteilen, den du nicht kennst. Und jetzt stoß mit mir an!«
Ich hob mein Glas und stieß es an ihres. Es klirrte hell.
»Wie hast du ihn gefunden?«, fragte ich.
»Dein Kollege hat mir geholfen.«
»Weber?« Ich runzelte die Stirn.
»Du hattest mir versprochen, dich darum zu kümmern. Aber dann hast du es vergessen, oder du hattest keine Zeit. Und dann hab ich mal mit deinem Kollegen telefoniert, und er war sehr nett, und du warst nicht da ...«
»Und da hast du Weber eingespannt?«, schäumte ich.
»Jemanden, den du gar nicht kennst.«
»Ich habe schon oft mit ihm telefoniert«, verteidigte sie sich, »und er war immer sehr nett. Sonst hätte ich das nicht getan.«
»Weber hat dir also die Adresse besorgt, wo der Typ ein-sitzt.«
Sie nickte. »Und dann habe ich Kontakt mit ihm auf-ge-nommen in der Haftanstalt und gefragt, ob er mit mir reden will.«
»Ich fasse es nicht«, rief ich wütend. »Meine Freundin und mein Kollege verbünden sich hinter meinem Rücken und sagen mir nichts.«
Sie fuhr mit einem Finger über den Rand ihres Wein-gla-ses. Als wollte sie sich vergewissern, dass die Dinge so waren, wie sie sich für sie anfühlten.
»Der Typ ist gefährlich«, schäumte ich weiter. »Hat er dir nicht genug angetan?«

»Nein.« Sie bearbeitete den Rand ihres Weinglases weiter mit dem Zeigefinger, als ob das Kreisen ihr Kraft verlieh. »Er hatte Angst. Deshalb hat er das getan. Wie ein Tier, das in die Enge getrieben wird.«

»Und?«, empörte ich mich. »Was hat dir das gebracht, den Typen im Gefängnis zu besuchen und mit ihm zu plaudern? Kannst du jetzt wieder sehen?«

»Wieso bist du so grausam?« Ihre Stimme klang verletzt.

»Ach, Anna«, seufzte ich. »Ich könnte den Typen teeren und federn, der dir das angetan hat. Das ist alles.« Sie hielt das Weinglas an die Lippen, benetzte sie mit dem Wein, ohne zu trinken.

»Erklär es mir«, forderte ich. »Wenn es etwas gebracht hat, dann sag mir, was.«

Eine Weile hockten wir stumm da. Anna, die Lippen von dem Wein umspült, ohne zu trinken. Ich, meine Freundin anschauend, wie sie dasaß in ihrem Overall, der voll von weißem Staub war, ihr Gesicht über dem Weinglas.

»Ich versuche das Positive daran zu sehen.« Sie stellte das Glas auf den Holztisch zurück.

»Was ist positiv daran, nicht mehr zu sehen?«, fragte ich.

»Vielleicht verstehst du das nicht, Bea ...«, begann sie vorsichtig.

»Probier's«, forderte ich sie auf.

»Als ich sehen konnte, war ich eine andere Frau.«

»Eine Frau, der das Leben offenstand. Eine Künstlerin, die ihre ersten Ausstellungen hatte.«

»Ich war viel unglücklicher als heute, Bea.« Sie trank einen kleinen Schluck. »Das musst du doch wissen, gespürt haben, dass ich seit dem Unfall viel intensiver lebe, glücklicher lebe.«

Ich sah meine Freundin aufmerksam an. Hatte mich jemals interessiert, wie glücklich sie war? Hatte ich sie nicht immer als eine Konstante vorausgesetzt, die für mich da war? Egal, ob sehend oder blind. Hatte ich ihre Seelenlage überhaupt wahrgenommen?

»Heute ist jeder Moment kostbar.« Sie hob den Kopf in meine Richtung. »Ich lebe gern, weil es nicht selbstverständlich ist. Das verdanke ich ihm.«

»Oh, Anna«, seufzte ich.

»Du brauchst das nicht zu verstehen. Du musst das nur akzeptieren. Er kommt mich besuchen, wenn er Hafturlaub bekommt. Wir sind sehr glücklich.«

Ihre Worte erwischten mich wie eine Abrissbirne. Hart und ungeschützt.

»Du hast eine Beziehung zu ihm«, flüsterte ich ungläubig.

»Bea, alles Leben ist Verzeihen. Ohne Verzeihen funktioniert das Leben nicht.«

»Und das sagst du?«, stöhnte ich.

»Ja, ich habe das Recht dazu.«

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.« Es schnürte mir den Hals zu.

»Du musst nichts davon halten. Du musst mich nur akzeptieren, so wie ich bin. Wie ich lebe, was ich mache.«

»Liebst du ihn?«, fragte ich sie.

»Liebe ist ein großes Wort.« Ihre Stimme klang brüchig.

»Das interessiert mich erst einmal nicht.«

»Was interessiert dich dann?«

»Verstehen. Verzeihen. Annehmen. Wie man ist. Wie andere sind. Reden, sich austauschen. Brücken schlagen.«

»Vielleicht ist er gefährlich, Anna. Hast du daran schon einmal gedacht?«

»Ach, weißt du, Bea.« Sie lächelte mich mit ihren leeren Augen an. »Das Leben ist gefährlich. Jeden Tag räume ich tote Vögel weg. Ich bin keine Romantikerin. Das Leben birgt ein tödliches Risiko, so ist es nun einmal.«

»Anna, Anna«, seufzte ich. »Du bist verrückt. Du bist meine beste Freundin, aber verrückt.«

»Stoß nochmal mit mir an. Du bist doch genauso verrückt wie ich. Zwei verrückte Freundinnen.« Sie verzog das Gesicht zu einem Lächeln und hielt ihr Glas in die Höhe. Ich balancierte meins daneben, bis es klirrte.

»Anna, du warst immer die Vernünftige für mich. Wie soll das nur enden, wenn wir jetzt beide verrückt sind?«
Mein Satz schwebte über uns im Raum. Anna trank und Anna lächelte. Ich nahm einen Schluck und freute mich an meiner Freundin, die lächelte. Und die mit ihren rosigen Wangen so lebendig und glücklich aussah.
»Anna, du kannst machen, was du willst«, sagte ich feierlich. »Du bist meine Freundin. Ich mache alles mit.«

20

*Liebe Edith,
ich schreibe Dir, und ich freue mich, dass ich nach der Pause –
den Tagen, an denen ich mich kraftlos fühlte, alt und krank –
die Buchstaben jetzt mit neuer Zuversicht male. Hübsch
sehen sie aus auf dem weißen Papier. Rund und fett. Ein paar
Mal habe ich angesetzt, Dir zu schreiben, jedes Mal habe ich
das Papier wieder zerrissen, so zitterig sahen die Buchstaben
aus, so trübsinnig. Genauso wie ich mich fühlte. Da habe ich
es wieder gelassen. Als ob Du sehen könntest, wie die Buch-
staben aussehen. Vielleicht siehst Du sie ja auch. Vielleicht
schwebst Du über mir in der Luft, in einer Wolke.
Die dunklen Tage liegen jetzt hinter mir. Tage, in denen ich
voll von Trauer war. Trauer darüber, dass die Kinder nicht
zu mir gekommen sind. Dass sie mir nicht die Hand zu einem
Neuanfang reichen. Tage, in denen es mir schwer ums Herz
war. Tage, in denen ich die Unterhaltungen an den Esstischen
nicht ausgehalten, mich auf das Zimmer zurückgezogen
habe. Mich zwingen musste, die Brotscheiben zu essen, die
auf meinem Teller lagen. Ich habe diese Tage gebraucht, um
mit mir ins Reine zu kommen. Tage, in denen ich Dich nicht
immer gespürt habe, aber die ich ohne Deine Hilfe, Deine
Unterstützung, Deine Liebe nicht durchgestanden hätte.
Auch jetzt, wo ich meine Buchstaben einen nach dem
anderen auf das Papier setze, kommt es mir so vor, als wärst
Du ganz nah bei mir. Ich höre ein Rascheln wie von einem*

Kleid mit einem weiten Rock. Ein Rascheln, das Dich begleitet, wenn Du Dich in einen Sessel setzt. Aber der kleine blaue Sessel neben meinem ist leer. Ich sehe Dich nicht. Es gibt nur dieses Rascheln und mein Gefühl, dass Du bei mir bist.

Zwei, drei schwarze Tage lang hatte ich Dich verloren. Das war fürchterlich. Aber dann bist Du wieder zu mir gekommen, morgens im Bett. ›Aufstehen, Werner‹, hast Du mir zugelächelt. ›Lebe dein Leben. Lebe es für mich mit.‹

Du glaubst nicht, wie viel Kraft Du mir mit Deinem Lächeln gegeben hast. Kraft und Zuversicht. Ich habe die Bettdecke zurückgeschlagen und bin wie ein junger Spund aus dem Bett gehüpft. Wie viel Kraft in so einem Lächeln liegt. Das habe ich vorher nicht gewusst.

Den ganzen Morgen bist Du bei mir geblieben und hast mir gute Ratschläge gegeben. ›Das Leben ist schön, Werner‹, hast Du mir mit diesem Lächeln im Gesicht zugeflüstert. ›Jeder Tag ist neu. Nütze ihn. Für dich und für mich.‹

Wie leicht es einem da fällt, aufzustehen, sich zu waschen, sich zu rasieren, einen frischen Trainingsanzug anzuziehen und zu den Anwendungen zu gehen. ›Guten Morgen, Frau Lutter‹ zu der Frau im weißen Kittel zu sagen, die mit einem die gymnastischen Übungen macht. ›Ich wünsche Ihnen einen wunderschönen Tag.‹ Und plötzlich lächelt die Frau, die sonst immer so streng dreinblickt, und bestimmt lächelt auch ich. Und ich denke, dass Dich das freut, dass Du mich mit Deinem Lächeln angesteckt hast und ich Frau Lutter. Dass Dein Lächeln auf Wanderschaft gegangen ist.

Heute Morgen bin ich ganz früh aufgestanden. Um fünf Uhr habe ich mich ans Fenster gesetzt, die Gardine zur Seite geschoben und nach draußen geblickt. Ich wollte sehen, wie der neue Tag beginnt. Wie das Licht durch die Wolken bricht. Wie dunkle Schatten erwachen. Wie sie zu Bäumen werden, zu Büschen, zu Zweigen, wie das Licht plötzlich voll da ist und den Farben einen ganz anderen Glanz gibt. Wie der Rasen nicht mehr einfach nur grün, sondern satt und fett

grün wird. Obwohl es kalt draußen ist, habe ich das Fenster aufgemacht. Die Fenster sind beschlagen von Feuchtigkeit. Ich habe die frische, feuchte Luft auf der Zunge geschmeckt. Was für ein Wunder so ein neu anbrechender Tag ist. Ein Wunder, das alle vierundzwanzig Stunden neu beginnt.

Heute Morgen habe ich dagesessen, die ersten Sonnenstrahlen beobachtet, die durch die Wolken hervorbrachen, und ich habe gefühlt, dass Du ganz in meiner Nähe bist, dass Du mir den neuen Tag schickst. Dass Du mir sagen willst: Quäl Dich nicht mit dem, was war, schau, was ist. Und meine Schuldgefühle, weil ich alles, was wichtig ist, im Leben in den Sand gesetzt habe, waren wie weggewischt.

Es kommt mir plötzlich so unnützlich vor, an dem zu kleben, was war. Ich kann nicht mehr ändern, was in der Vergangenheit geschehen ist. Ich darf mir von dem, was vergangen ist, nicht den Blick auf das verstellen lassen, was ist. Auf den Tag, der neu anbricht. Ich denke, dass das die Botschaft ist, die Du mir schickst. Ich habe Deine Stimme gehört heute Morgen am Fenster. Ganz deutlich in meinem Ohr. ›Quäl dich nicht. Das Leben wartet auf dich.‹

Mit Deiner Stimme im Ohr und mit dem Licht, das durch die Wolken brach, ist eine eigenartige Zuversicht über mich gekommen. Sie erfüllt mich jetzt, wo ich Dir schreibe. Ich fühle, dass sie von nun an immer bei mir sein wird, dass es auch für so einen dummen alten Mann wie mich eine Zukunft gibt. Auch wenn es für mich und die Kinder keine Aussöhnung mehr geben wird. Ich fühle, dass das Leben mir jeden Morgen eine neue Zukunft schenkt, dass ich nur zuzugreifen brauche. Mich nicht länger mit Altem, Versäumtem quälen muss. Dass an jedem Morgen ein neuer Tag anbricht. Für alle Lebewesen. Auch für mich.



Mit Ingrid Noll, 1998 (Foto privat).

Nachwort

Sabine Deitmer wurde 1947 in Jena geboren. Die ersten Jahre lebte sie dort bei ihrer Großmutter, danach ab 1950 in Düsseldorf bei ihrer Mutter. Erst spät stellte sich heraus, dass ihr Vater ein russischer Offizier mit jüdischem Hintergrund gewesen war und Sabine einen in Israel lebenden Halbbruder hatte.

Als Kind interessierten sie die Lektüren in der Schule wenig, wohl aber die Fälle von *Kalle Blomquist*, die im Radio übertragen wurden, und Enid Blytons *Fünf Freunde*-Bücher. Mit 13 Jahren verschlang sie Jerry Cotton-Hefte, die ihr lebenslanges Interesse an Kombinationsmöglichkeiten im Kriminalroman und Spannungsentwicklung sowie an der Neubewertung und Wirkung von Trivalliteratur weckten. Und natürlich saß sie vor dem Fernseher, wenn Francis Durbridges Halstuchserie über den Bildschirm flimmerte.¹

Bis zum Abitur blieb Sabine Deitmer in Düsseldorf. Dann studierte sie in Bonn und Konstanz Anglistik und Romanistik, schloss zunächst mit dem 1. und 2. Staatsexamen (Realschule) ab, stockte mit einer wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt am Gymnasium auf und arbeitete zunächst ab 1977 als Studienrätin in Berlin. Parallel beendete sie ihren Abschluss als Magister in Konstanz mit einer

¹ *Die Lust an der Leiche. Bekenntnisse einer Triebtäterin*, in: »Daß einfach sich diktierte Zeilen legen«. *Autoren schreiben über ihr Genre*. Köln-Düsseldorfer Poetiklesungen, Band I, hrsg. von Liane Dirks, Dülmen (tende) 1995, S. 163-192.

Besondere Kennzeichen: Weiblich. Sabine Deitmer – Unterwegs mit Kommissarin Beate Stein, in: *Kreuzverhöre. Zehn Krimiautoren sagen aus*, hrsg. von Jürgen Alberts und Frank Göhre, Hildesheim (Gers-tenberg) 1999.

Wurzeln schlagen, in: *Hier ziehe ich die Schuhe aus: Geschichten zum 60. Geburtstag von Nordrhein-Westfalen*, hrsg. von Amir Shaheen, Weilerswist (Ralf Liebe Verlag) 2006, S. 115-126.

Arbeit zur Rezeption der Kriminalromane von Agatha Christie. Die Arbeit wurde später auszugsweise unter dem Titel: »Der Detektivroman und sein literarischer Wert - Versuch zur Neubewertung einer Gattung«² veröffentlicht. Schon in dieser Schrift charakterisierte sie die Romane von Agatha Christie als völlig unterbewertet und widersprach dem gängigen Vorurteil, es handle sich um sogenannte »Häkelkrimis«. Im Zentrum der Untersuchung stehen Fragen des Rezeptionsprozesses und der literarischen Wertung. Sie kommt zu folgendem Ergebnis:

Die Überbetonung der festen Elemente³ und der konservativen Stilmittel seitens der Kritiker des Detektivromans führt dazu, den Detektivroman in die Sparte Trivilliteratur abzudrängen, ohne damit seiner Besonderheit gerecht zu werden. Wenige Kritiker gehen auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Happy-End eines Liebesromans z.B. ein, in dem die Erwartungen des Lesers vollständig eingelöst werden, und dem Happy-End eines Detektivromans, wo dem Happy-End gemäß der Darstellungsstrategie die getäuschten Erwartungen des Lesers vorausgehen.⁴

Längere Arbeitsaufenthalte führten Sabine Deitmer nach Frankreich, Großbritannien und in die USA. Mit ihrer Tätigkeit als Lehrerin in Berlin hatte sie sich auf einen Wunschjob in einem Goethe-Institut qualifizieren wollen. Als sich keine Realisationsmöglichkeit abzeichnete, gab sie diese Pläne jedoch auf. Sie heiratete und lebte zwei Jahre (1978-1980) in Bochum als Übersetzerin, ehe sie 1980

² *Der Detektivroman und sein literarischer Wert – Versuch zur Neubewertung einer Gattung*, in: *anglistik & englischunterricht. Trivilliteratur* 2, 1977.

³ Gemeint sind Erzählelemente.

⁴ S.o., S. 40-41.

eine Stelle an der Volkshochschule Dortmund als beamtete Projektleiterin für Weiterbildung antrat.

In Dortmund lernte sie 1982 ihren Freund und späteren Mann Ulrich Moritz kennen, mit dem sie bis zu ihrem Lebensende fast 40 Jahre zusammenblieb. Moritz war nicht nur ihr Partner, sondern – nach ihren eigenen Worten – auch ihr ›Sparringpartner‹, mit dem sie sich über ihre literarische Arbeit auseinandersetzte. Mit der Figur des Beckmann schuf sie ein literarisches ›alter Ego‹ von ihm.⁵

Bereits seit 1979 suchte Sabine Deitmer im Ruhrgebiet Kontakt zu Frauen, die ebenfalls Interesse am Schreiben hatten. Sie wurde Gründungsmitglied der Gruppe »Frauen schreiben«, die bald eigene Projekte realisierte, so 1984 die Veröffentlichung *Mitten ins Gesicht. Weiblicher Umgang mit Wut und Hass*. Die Frauen der Gruppe tourten mit dem im Selbstverlag erschienenen Band. *Wir schliefen auf Luftmatratzen bei alternativen Buchhändlern und Kneipenkollektiven, nur wenn wir Glück hatten, gab es für jede ein ordentliches Bett. Dafür lernten wir im Eiltempo, wie man einen Leseabend gestaltet, mit der Presse vor Ort umgeht und mit den Veranstaltern. Mit unseren Texten zum Thema Aggression wurden wir nicht selten heftig von Menschen im Publikum angegangen. Uns eilte der Ruf voraus, wir seien militante Lesben.*⁶

Die Anthologie wurde zur Initialzündung für weitere literarische Arbeiten. In ihr finden sich bereits drei Stories, die in *Bye-bye, Bruno* (1988), Sabine Deitmers erster eigenständiger Veröffentlichung, Eingang fanden. Von 30 Verlagen hatte die Autorin für das Manuskript abschlägige Bescheide erhalten, als zeitgleich sowohl von Ullstein als

⁵ So heißt es in der Widmung zu *NeonNächte* 1995: »Das Buch widme ich Ingeborg, die Straßenbahnen Wolfgang, und den Porsche widme ich Moritz, meinem Beckmann.«

⁶ Sabine Deitmer, *Mitten ins Gesicht. 1978-1998: 20 Jahre »Frauen schreiben«*, in: Heimat Dortmund (Anm. 1), S. 37.

auch von Fischer Zusagen kamen. Die Kriminalgeschichten erschienen in der Reihe »Frau in der Gesellschaft« (Fischer) und haben bis heute eine Auflagenstärke von weit mehr als einer Viertelmillion erreicht. *Bye-bye, Bruno* war Sabine Deitmers Durchbruch als Autorin.

Sie hatte ein neues Genre der Kriminalerzählung geschaffen. Im Zentrum ihrer Geschichten standen ganz normale Frauen und ironisch überzeichnete, typisierte Männer sowie Konflikte, die alle mit dem Tod der Männer endeten. Es ging keinesfalls um die Aufklärung und Sanktionierung der Taten, sondern primär um die Art »Wie Frauen morden⁷ und die Gründe, die dazu führen. Ein Beispiel hierfür ist der in diesem Lesebuch abgedruckte Text *Musik sprengt alle Grenzen*, in der eine berufstätige Frau, die ihre Familie mit Kind managed und um das finanzielle Überleben kämpft, den arbeitslosen, selbsterfahrungssüchtigen Ehemann per Meditationsmusik bei einer Autofahrt ins Jenseits befördert.

Die besondere Rolle, die die Gruppe »Frauen schreiben« und die Frauenbewegung auf ihrem Weg zur Schriftstellerin spielten, beschrieb Sabine Deitmer folgendermaßen:

Ich hätte mich vielleicht nie getraut zu schreiben, wenn ich nicht in den siebziger Jahren innerhalb der Frauenbewegung wichtige Erfahrungen gemacht hätte. Die Erfahrung, daß mir nicht der Himmel auf den Kopf fällt, wenn ich in einer öffentlichen Versammlung rede, daß das, was ich denke, wert ist, gesagt zu werden, daß alles besser ist, als stumm sein und schweigen. Daß Frauen nicht erwarten können, daß Männer ihre Inte-

⁷ So lautet der Untertitel von *Bye-bye, Bruno*.

ressen vertreten, daß ich nicht erwarten kann, freundlich gefördert zu werden, daß ich mich selbst freundlich fördern muß.⁸

1990 erschien ihr zweiter Band mit Mordgeschichten: *Auch brave Mädchen tun's*. Die Stories wurden länger, waren psychologisch und motivisch fein entwickelt. Ein gutes Beispiel dieser Arbeitsperiode ist *Schwimmen lernen* (siehe Textteil).

Der Erfolg ermutigte Sabine Deitmer, sich von ihrer Tätigkeit in der Weiterbildung zehn Jahre beurlauben zu lassen und sich ganz dem Schreiben zu widmen. 1990 war sie bereits so bekannt, dass man sie in die Jury des renommierten Glauser-Preises einlud. Sie machte sich dort stark für eine Vergabe der Auszeichnung an Heinz Werner Höber für seinen ersten Roman *Nun komm ich als Richter* (Reinbek, Rowohlt 1989). Höber, so stellte sich heraus, war zuvor einer der wichtigsten Verfasser der Jerry-Cotton-Hefte gewesen,⁹ die Sabine Deitmer in ihrer Jugend so gern gelesen hatte, dort namentlich allerdings nicht in Erscheinung getreten war. Die Entscheidung zu seinen Gunsten wurde unter Krimiautorinnen und -autoren kritisch diskutiert. Die Debatte, ob es überhaupt eine sinnvolle Trennung zwischen »U« (Unterhaltung) und »E« (ernster Literatur) gebe, begleitete Sabine Deitmer seit ihrem Studium, ja wurde von ihr immer wieder angestoßen.

1993 veröffentlichte Deitmer ihren ersten Roman *Kalte Küsse* mit der unkonventionellen, emanzipierten, lustvollen, aber bindungsscheuen Ermittlerin Beate Stein. Die Autorin berichtete später, dass ein Spaziergang über den Friedhof und die Entdeckung einer Grabplatte ihr den

⁸ *Die Lust an der Leiche*, in: »Daß einfach sich diktierete Zeilen legen«. Autoren schreiben über ihr Genre (Anm. 1), S. 176.

⁹ Er soll circa 250 Jerry-Cotton-Hefte verfasst haben.

Namen der Ermittlerin beschert hätten: »Beate, die Glückliche, und Stein, als Gegensatz konstruiert, das Unverrückbare«. ¹⁰ Die Kommissarin stellt sich dem Publikum ausführlich im zweiten Roman *Dominante Damen* (1994) vor (siehe Textteil). Aber auch in *Kalte Küsse* beschreibt sie sich selbst anhand ihres Spiegelbilds und Dienstausweises:

Das Gesicht im Spiegel war umwerfend. Straffe Haut, keine Ringe unter den Augen. Mit fünf Fingern fuhr ich durch die Haarstoppln. Es geht nichts über ein paar Stunden Schlaf und eine Auffrischung der Hormone. (...) Der Dienstausweis, den ich am Zahnpastaglas geparkt hatte, zeigte eine Dame, die mir häufiger im Spiegel begegnet. Müde, abgespannt, Schatten unter den Augen. Ich griff die Plastikkarte. Name: Beate Stein, Größe: 178cm, Alter: 32, Haarfarbe: Blond, Augenfarbe: Grün, besondere Kennzeichen: Narbe am linken Schulterblatt.

In der Reihe der Stein-Romane tragen alle Bände eingängige Titel, bestehend aus zwei alliterierenden Begriffen. Sie beginnen ebenfalls alle mit einem Prolog, der sich nicht sofort erschließt, aber mit seinen Detailbeobachtungen eine spezifische Atmosphäre schafft und Neugier weckt. Darüber hinaus wird in allen Romanen auf zwei Ebenen erzählt. Dieses Verfahren erlaubt es der Autorin stärker auf die Motive des Geschehens und die Innensicht der Beteiligten einzugehen. Das Collage-Verfahren stellt allerdings an den Rezeptionsprozess höhere Anforderungen. ¹¹ Zu den weiteren Konstanten der fünf Stein-Romane gehört, was das Personal betrifft, der bereits oben erwähnte

¹⁰ *Kreuzverhöre* (Anm. 1), S. 199.

¹¹ Das Verfahren erschwert teilweise die Auswahl und auch das Verständnis der Textauszüge in diesem Lesebuch.

Freund und Liebhaber Beckmann, der sich aufs Kochen versteht, die blinde Freundin Anna, ehemals im Polizeidienst und heute als Künstlerin tätig. Bei ihr findet Kommissarin Stein Ruhe, Hilfe und Lebensweisheit. Schließlich gibt es Weber, einen guten Kollegen, mit dem Beate Stein ein Team bildet, die Fälle löst und sich in der Hierarchie des Polizeipräsidiums gegen die unsympathischen Vorgesetzten und missliebigen Arbeitsverhältnisse wehrt.

In den Leseproben finden sich drei Textpassagen aus dem Erstlingsroman *Kalte Küsse*. Der erste gibt den Leichenfund und die Ermittlungsarbeit wieder. Der anschließende zweite (kursiv gesetzt) beschreibt eine Szene mit einer jungen Frau mit Kind an einem Bahnhof. Sie kippt ihr Bargeld auf die Schaltertheke und möchte ein Einfahticket nach irgendwohin für diesen Betrag buchen. Die Frau, so denkt die Leserin oder der Leser, muss einen Grund für diese Flucht haben. Aber die Autorin führt natürlich auf die falsche Fährte. Die dritte Textstelle spricht das Thema des Romans, nämlich Inzest, und Fragen des Rechts und der Gerechtigkeit an.

»La Deitmer« – so Krimiautor und Kollege Reinhard Jahn – gehörte bei Erscheinen ihres ersten Romans längst wie Doris Gehrcke und Ingrid Noll zu den ersten und bekanntesten Autorinnen der Gattung in Deutschland und trat mit ihren Texten explizit für Frauen ein. Den Begriff ›Frauenkrimi‹ mochte die Autorin allerdings nicht, schien er sie doch zu sehr an Schubladendenken und Quote zu erinnern. Das gleiche galt übrigens für den Begriff ›Regionalkrimi‹. Alle Romane der Autorin spielen, wenn man sich nur ein bisschen auskennt, eindeutig in Dortmund. Auch Straßennamen sind zu identifizieren. Der Name der Stadt fällt aber an keiner Stelle. Sie wollte keine Lokalkrimis, keinen Lokalbonus haben, sondern einfach gute Kriminalromane schreiben.

In allen »Stein«-Romanen beschäftigte sich Sabine Deitmer mit Themen, die sie betroffen und wütend machten: Kindsmisbrauch (*Kalte Küsse*), Umgang mit Prostituierten und Dominas (*Dominante Damen*), Bedrohung von Frauen im öffentlichen Nachtleben (*NeonNächte*), Schönheitschirurgie (*Scharfe Stiche*) und schließlich Alter und Krankheit (*Perfekte Pläne*).

Ein weiteres Merkmal aller Romane fällt ins Auge: Sie wollen informieren über das, was man üblicherweise nicht weiß oder kaum für möglich hält. Deitmer liebte die Recherche und nahm sie bei ihrer Arbeit sehr ernst. Für *Kalte Küsse* und *Dominante Damen* arbeitete sie mit der »Dortmunder Mitternachtsmission« eng zusammen. Sie stand in Kontakt zu einer Prostituierten, die ein Domina-Studio betrieb, der sie einen Tag bei ihrer Arbeit zusehen durfte. Für *NeonNächte* fuhr sie mit einer Busfahrerin durch die Nacht und ließ sich die Tunnel der U-Bahn genauer zeigen. Für *Scharfe Stiche* war sie Gast bei einer achtstündigen OP, bei der das Gesicht einer Frau komplett geliftet wurde.

Dementsprechend sind die Romane gesättigt mit Informationen. In *Dominante Damen* erfährt man in einem Gespräch der Ermittlerin in der Beratungsstelle für Prostituierte nicht nur Erstaunliches über sexuelle Praktiken und Lustgewinn von Männern, sondern auch, dass jede Frau, die »anschaffen geht«, sofort aus der gesetzlichen Krankenkasse geworfen wird (siehe Textteil vorn).

Für *Dominante Damen* erhielt Sabine Deitmer den deutschen Krimipreis 1995.

Schon ein Jahr später erschien zum Thema »Sicherheit von Frauen im öffentlichen Raum« der Folgeroman *NeonNächte*. Abweichend von allen anderen Geschichten und Romanen sterben in ihm drei Frauen. Im Textausschnitt dieses Lesebuchs begegnen wir der Ermittlerin zunächst bei Einkäufen mit Beckmann, ihrem Partner (s.o.). Als

Beate Stein jedoch zu einem Mord gerufen wird, hinterlässt sie dem Freund, – in der Zeit gab es ja noch keine Handys –, auf originelle Art eine Botschaft. Die Szene zeigt, mit wie viel Ironie die Autorin zu arbeiten vermochte. Das folgende Kapitel in Kursivschrift führt die Leser auf die zweite Erzählebene und die (falsche) Spur eines Obdachlosen, der in den unterirdischen Tunneln sein Zuhause gefunden hat. Die Anschlusszene zeigt die Ermittler bei einer Leiche, die auf den Gleisen aufgefunden wurde.

Mit *Dominante Damen* (1994) und *Neonnächte* (1995) war Sabine Deitmer in der Öffentlichkeit zu größter Anerkennung gekommen, weil sie sich an Themen wagte, die sich kaum jemand anzufassen traute. *Kalte Küsse* wurde 1995 für den Rundfunk bearbeitet, *Dominante Damen* 1998.

In der Regie von Carl Schenkel wurde *Kalte Küsse* 1997 für RTL verfilmt (Erstausstrahlung am 8.5.1997). Die Differenzen zwischen Roman und Filmresultat waren für Sabine Deitmer teilweise schwer erträglich. Nicht eine Ermittlerin mit streichholzkurzen Haaren trat hier vor die Kamera, sondern eine Marie Bäumer mit Strapsen. »Da hilft nur loslassen«, sagte Deitmer in Interviews später.¹² 2000 kam auch *NeonNächte* zur Verfilmung (*Neonnächte – Der U-Bahn-Schlitzer*, RTL-Fernsehfilm, Drehbuch: Thomas Reuter und Peter Ily Huemer, Regie: Peter Ily Huemer, Erstausstrahlung 5.1.2000).

Mittelweile waren Veröffentlichungen von Sabine Deitmer auch in andere Sprachen übersetzt worden: 1995 erschienen *Kalte Küsse* und *Dominante Damen* in Dänisch. *Addio maschio* lautete 1999 der italienische Titel von *Bye-bye, Bruno*. Ein Jahr später konnten auch Leserinnen und

¹² Sabine Deitmer: Da hilft nur loslassen, in: Ariadne Forum, Der Frauenkrimi-Almanach 1997/98, S. 144ff.

Leser in Schweden *Kalte Küsse* in ihrer Muttersprache lesen.

Nach den drei Erfolgsromanen, veröffentlichte Sabine Deitmer zunächst noch einmal einen Band mit Erzählungen. *Die schönsten Männer der Stadt. Balzgeschichten* (Frankfurt a.M., Fischer 1997). Das Thema war zuvor bereits in zwei Anthologien der Gruppe *Frauen schreiben* Gegenstand gewesen, ganz früh in *Venus wildert. Wenn Frauen lieben* (1985) und später in *Die Nacht der schönen Frauen* (1997). Aus beiden Textsammlungen konnte Sabine Deitmer Stories für ihr neues Buch übernehmen, das ausnahmsweise nicht ausschließlich Kriminalgeschichten enthielt.

Als Beispiel ist diesem Lesebuch das kleine Prosastück *Erstaunliche Werte* eingefügt.

Vor der Jahrtausendwende kamen auf Sabine Deitmer Veränderungen zu. Sie wollte ihren Status als Beamtin nicht verlieren und kehrte nach zehn Jahren in ihre Arbeit an der Volkshochschule Dortmund zurück. Eine weitere Beurlaubung war nicht mehr möglich. Parallel schrieb sie zwei weitere Romane, die auf ihren Wunsch hin, nun als Hardcover im Krüger-Verlag erschienen, der seit 1976 Teil des Fischer-Verlags war.

Das Arbeitstempo, das Sabine Deitmer zuvor vorgelegt hatte, war nicht mehr zu halten. Erst neun Jahre nach ihrem letzten Roman erschien 2004 *Scharfe Stiche*, ein Buch, in dem sie sich mit dem Thema Schönheitschirurgie befasste. Im Lesebuchteil ist eine Szene eingefügt, die Hintergründe und skandalöse Informationen zu dieser Branche enthält (siehe vorn). Für diesen Roman erhielt Sabine Deitmer 2005 den Frauenkrimipreis der Stadt Wiesbaden »Agathe«.

In ihrem letzten Roman *Perfekte Pläne* (2007) wandte sie sich dem Thema Alter und Krankheit zu. Ein Mann, dessen Frau bereits verstorben ist, erleidet einen Schlaganfall. Als sich seine Kinder nicht um ihn kümmern, kämpft er

sich trotzdem ins Leben zurück: Einerseits helfen ihm Briefe, die der einsame Mann an seine tote Frau schreibt. Darin lässt er sein Leben Revue passieren, gesteht Schwächen und Fehler ein und hofft, noch einmal neu anfangen zu können. Andererseits sucht er sich eine ›Wahlfamilie‹, da seine eigenen Kinder keinerlei Interesse für ihn zeigen.

Im Lesebuchteil findet sich ein Brief von Werner Krieger – so der Name des Mannes – an seine Frau Edith mit dem Entschluss, mit 73 Jahren ein neues Leben zu beginnen. In der anschließenden Szene, in der Ermittlerin Stein ihre blinde Freundin Anna besucht, wird die Kernbotschaft des Romans herausgearbeitet. »alles Leben ist Verzeihen. Ohne Verzeihen funktioniert das Leben nicht.« An seinem fehlenden Verzeihen und auch am fehlenden Verzeihen seiner Kinder geht Werner Krieger am Ende zugrunde, ja provoziert seinen eigenen Mord.

In *Perfekte Pläne* tritt Beate Stein, die Ermittlerin der fünf Romane, ab. Damit beendete auch Sabine Deitmer im Wesentlichen ihr Schreiben. Es folgten nur noch wenige Kurzgeschichten, die letzte 2012. 2007, das Erscheinungsjahr des letzten Romans, ist zugleich das Jahr, in dem Sabine Deitmer sich von der Arbeit in der Volkshochschule verabschiedete und in Ruhestand ging.

Erschienen waren von ihr neben zehn selbständigen Büchern sehr viele Kriminalgeschichten (siehe Originalbeiträge in Anthologien), die in der Folge auch an anderen Orten veröffentlicht wurden. Sie hatte mehr als 400 Lesungen gehalten, manchmal vor Publikum, das die ironisch überzeichneten Männertypen ihrer Geschichten nicht immer amüsan fand. Sie hatte die Morde der Frauen manchmal verteidigen müssen. Sie hatte auf zugigen Bahnsteigen gestanden und das Leben als reisende Autorin als sehr beschwerlich empfunden. Jetzt war sie froh, nicht mehr auf Lesereise gehen zu müssen.

Deitmer blieb aber in der Krimi-Szene gut vernetzt, besonders in den Zusammenschlüssen »Syndikat« und »Mörderische Schwestern« und unterstützte in den Folgejahren besonders junge Autorinnen. Der Fischer-Verlag legte ihre Werke noch einmal neu auf, so dass diese nach wie vor lieferbar sind.

2008 erhielt die Autorin in Wien den Friedrich-Glauser-Ehrenpreis für ihr Gesamtwerk von der Autorengruppe »Syndikat«.

Ansonsten belegte sie Kurse in Bauchtanz, widmete sich dem Klavierspielen – ohne jeglichen Anspruch auf Perfektion – und malte. Sie räumte ihr Arbeitszimmer kurzerhand für eine junge Frau, die aus Kiew nach Dortmund gekommen war. Diese junge Frau wurde in den folgenden Jahren quasi Teil der Familie.

Deitmer änderte ihren Lebensstil, ging jeden Tag – der Gesundheit zuliebe – ausreichend viele Schritte, indem sie von ihrem Wohnhaus eine Runde Richtung Dortmunder Pferderennbahn und Hauptfriedhof drehte.

Nach einer schönen Reise an die Côte d'Azur im Herbst 2019, eine Erinnerungstour an eine Fahrt, die Sabine Deitmer und Ulrich Moritz in jungen Jahren mit dem Fahrrad unternommen hatten, und einem glücklichen Weihnachtsfest, setzten bei Sabine Deitmer am 6. Januar 2020 völlig unerwartet Hirnblutungen ein. Sie starb am 11. Januar. Ihren Angehörigen hatte sie aufgetragen, ein Glas Champagner auf sie zu trinken, ein Wunsch, der ihr erfüllt wurde.

Die Trauerfeier fand unter großer Anteilnahme auf dem Hauptfriedhof in Dortmund – nahe ihrer alltäglichen Spazierroute – statt. Es zeigte sich, wie sehr die kommunikative Autorin mit ihrer zugewandten, hilfsbereiten und unkonventionellen Art den Menschen am Herzen gelegen hatte und noch lag. Auf der Trauerkarte war der Hinweis zu lesen: »An Stelle freundlich zgedachter Blumengrüße

ist eine Spende für die Dortmunder Mitternachtsmission
e. V. (...) in ihrem Sinne.«

Werkverzeichnis¹ (chronologisch)

Kriminalromane und Kriminalgeschichten (selbständige Veröffentlichungen)

Bye-bye, Bruno. Wie Frauen morden. Kriminalgeschichten, Frankfurt a. M. (Fischer) 1988.

Auch brave Mädchen tun's. Mordgeschichten, Frankfurt a. M. (Fischer) 1990.

Mordgeschichten (Kompilation aus *Bye-bye Bruno* und *Auch brave Mädchen tun's*), Frankfurt a. M. (Fischer) 1992.

Kalte Küsse. Kriminalroman, Frankfurt a. M. (Fischer) 1993.

Dominante Damen. Kriminalroman, Frankfurt a. M. (Fischer) 1994.

Neon Nächte. Kriminalroman, Frankfurt a. M. (Fischer) 1995.

Die schönsten Männer der Stadt. Balzgeschichten, Frankfurt a.M. (Fischer) 1997.

Frauen morden besser. Geschichten. (Kompilation), Frankfurt a. M. (Fischer, KiWi, Rowohlt) 2003.

Scharfe Stiche. Roman, Frankfurt a. M. (Krüger) 2004.

Perfekte Pläne, Roman, Frankfurt a. M. (Krüger) 2007.

¹ Erstellt von Monika Littau anhand des Nachlasses von Sabine Deitmer. Aufgenommen sind im Verzeichnis nur Originalbeiträge, die nicht bereits an anderer Stelle, bspw. in den Kriminalgeschichten, veröffentlicht waren. Abgewichen wird von dieser Regel bei Texten, die vor den ersten eigenständigen Veröffentlichungen erschienen und später Aufnahme in eigenständige Veröffentlichungen fanden, da sie Aufschluss über die Entwicklung des Schreibens bei Sabine Deitmer geben können.

Originalbeiträge in Anthologien

Dortmund Innenstadt (Gedicht); Ein Mann (Gedicht); Vor dem Einschlafen (Prosa), in: Dortmunder Nachbarschafts-Hausbuch, Dortmund (Selbstverlag) 1980.

Das Erwachen der Dorothea K. (Prosa-Text), in: Im Beunruhigenden, hrsg. von Ruth Mayer, Zürich (Edition Rf) 1980, S. 29-30.

Hereinspaziert, in: Hautfunkeln. Erotische Phantasien und Geschichten von Frauen, Berlin (Verlag Gudula Lorez) 1982, S. 199-200.

Auf der Spur (Prosa); Spiegelbilder (Prosa); Lawinengefahr (Prosa), in: Eines Tages ist es soweit. Von Frauen (nicht nur) für Frauen, Dortmund (Barbara Weißbach Verlag) 1984.

Mit schwesterlichen Grüßen; Musik sprengt alle Grenzen; Da helfen keine Pillen; Die Männer von nebenan, in: Mitten ins Gesicht. Weiblicher Umgang mit Wut und Hass, hrsg. von der Gruppe »Frauen schreiben«, Dortmund (Selbstverlag) 1984.

Nichts war mehr so wie früher; ich stehe in Flammen; Ein Mann; Beim Italiener an der Ecke; Play it again, Sam; Rat mal, sagt er, was ich für dich habe; Und sie gehören mir, die Kerzen; Froschkönig; Frau mit Flügeln; Sonntag zu zweit; Manchmal, in: Venus wildert. Wenn Frauen lieben ..., hrsg. von der Gruppe Frauen schreiben, Dortmund (Selbstverlag) 1985.

Die drei Königstöchter (Märchen), in: Dornröschen nimmt die Heckenschere. Märchenhaftes von 30 Autorinnen, hrsg. von Brigitte Heidebrecht, Bonn (verlag kleine Schritte) 1985.

Auf der Spur (Prosa), in: Die Engel. Prosa von Frauen, hrsg. von Anna Rheinsberg, München (dtv) 1988.

Die richtigen Entscheidungen, in: Da werden Weiber zu Hyänen, hrsg. von Helga Anderle, Wien (Wiener Frauenverlag) 1991, S. 67-74.

Wünschen, dass das Wünschen noch hilft, in: Mit Zorn, Charme & Methode, hrsg. von Pieke Biermann, Frankfurt a. M. (Fischer) 1992.

Ein Freitag wie jeder andere, in: Mordlust, hrsg. von Giuliana Broggi Beckmann, Düsseldorf (Econ) 1993.

Weihnachten...find ich gut, in: Still und starr ruht der See, hrsg. von Gabriele Wolff, Frankfurt a. M. (Fischer) 1994, S. 20-31.

Einfach Glück, in: Phantastische Wahrheiten über Dago-
bert, hrsg. von -ky, Berlin (Argon Verlag) 1994, S. 27-40.

Maßgeschneidert, in: Mord in der Firma, hrsg. von Giuliana Broggi Beckmann, Düsseldorf (Econ) 1996.

Kathrin, die Kilos und ich oder Der französische Liebhaber; An eine Freundin, in: Die Nacht der schönen Frauen, hrsg. von Roswitha Iasevoli und Ellen Widmaier, Dortmund (edition ebersbach) 1997.

Schöner morden, in: Die Phantasie ist eine Frau, hrsg. von Ingeborg Mues, Frankfurt a. M. (Fischer) 1998, S. 31-41.

Das da, das bin ich, in: »O Schreck laß nach!« Überlebensgeschichten von mutigen Frauen, hrsg. von Sylvia Treudl, Berlin (Ullstein) 1999, S. 67-73.

Heißkalte Liebe, in: Killing him softly. Sanfte und unsanfte Geschichten, hrsg. von Julia Peters, München (Knaur) 2000, S. 32-38.

Fall in Love (zus. mit Frank Göhre), in: Ich träum im Grab von dir. Liebesgrüße von blutrünstigen Pärchen,

hrsg. von Wolfram Hämmerling, Hamburg (Rowohlt) 2000, S. 60-91.

...wie schlecht ernährte Schulmädchen, in: Mordsgewichte. Kriminelle Leckerbissen, hrsg. von Tatjana Kruse, München (Piper) 2000, S. 123-131.

Pascha ist tot, in: Mörderische Löwen, Frankfurt a. M. (Eichborn) 2000, S. 87-114.

Tod auf Texel, in: Bei Ankunft Mord. 23 Krimis mit vielen Reisetips, hrsg. von Andrea C. Busch und Almuth Heuner, Hildesheim (Gerstenberg) 2000, S. 162-174.

Machos auf dem Markt, in: Der Macho-Guide, hrsg. von Petra Neumann, Hamburg (Hoffmann und Campe) 2000, S. 99-101.

Forst gehörte mir, in: Wein & noch mehr Leichen, hrsg. von Angela A. Eßler und Ingrid Fackler, Augsburg (Plöger) 2001, S. 45-51.

Tote Schafe, in: Ferienlesebuch. Geschichten von sonnigen Stunden, hrsg. von Petra Neumann, München (Heyne) 2001, S. 44-55.

Engels-Glück, in: Wer will schon einen Weihnachtsmann, hrsg. von Ingeborg Mues, Frankfurt (Fischer) 2001, S. 83-94.

Duell im Damenklo, in: Abrechnung, bitte! Eine mörderische Kneipentour, hrsg. von Peter Gerdes, Reinbek (Rowohlt) 2002, S. 159-164.

Sein letztes Diktat, in: Mörderische Mitarbeiter, Frankfurt a. M. (Fischer) 2003, S. 304-311.

Das Manuskript, in: Ingeborgs Fälle, Frankfurt a. M. (Fischer) 2003, S. 115-125.

Weiberfastnacht, in: Mord zwischen Lachs und Lametta, hrsg. von Andrea C. Busch und Almuth Heuner, Hildesheim (Gerstenberg) 2003, S. 284-294.

Von Menschen und Möwen, in: Du sollst nicht töten, hrsg. von Regula Venske, Bern (Scherz) 2003, S. 116-134.

Gefragt sind Killerqualitäten, in: Die Chefin. Eine literarische Besichtigung, hrsg. von Evelyne Polt-Heinzl, Wien (Picus) 2003, S. 64-69.

Der Bluthund von Bönen, in: Mord am Hellweg III, hrsg. von H.P. Karr und Herbert Knorr, Dortmund (Grafit) 2006, S. 299-313.

Alles Verrückte, in: Liebe, Lust & Lösegeld, hrsg. von Ingrid Schmitz, München (LangenMüller) 2008, S. 39-48.

Dominosteine, in: Fürchtet euch nicht, hrsg. von Gisa Klönne, Berlin (Ullstein) 2009.

Münsterländer Spezialitäten. Ahaus, in: Mörderisches Münsterland: Kurzkrimis von Bocholt bis Warendorf, hrsg. von Sandra Lüpkes und Jürgen Kehrer, Hillesheim (KBV) 2010, S. 227-237.

Blaue Schafe, in: Natürlich der Gärtner. Niederrheinische Krimi-Route der Gartenkunst zur Criminale 2011, Krefeld (Leporello) 2010, S. 32-45.

Marie-Lyn s'engage – Marie-Lyn setzt sich voll ein. Frankreich, in: Scharf Geschossen, Kriminalstorys zur Frauen-Fußball-WM, hrsg. von Rebecca Gablé und Thomas Hoeps, Hillesheim (KBV) 2011, S. 40-56.

Tod an den Steinen, in: Mörderisches vom Rothaarsteig, Dortmund (Grafit) 2012, S. 33-40.

Sabine Deitmer zur Theorie des Kriminalromans

»Der Detektivroman und sein literarischer Wert - Versuch zur Neubewertung einer Gattung«, in: *anglistik & englischunterricht*, 2, Trivilliteratur, hrsg. von Prof. Dr. Hans-Jürgen Diller u. a., Bochum (Englisches Seminar) 1977, S. 27-41.

Die Lust an der Leiche. Bekenntnisse einer Triebtäterin, in: »Daß einfach sich diktierte Zeilen legen«. Autoren schreiben über ihr Genre. Köln-Düsseldorfer Poetiklesungen. Band I, hrsg. von Liane Dirks, Dülmen (tende) 1995, S. 163-192.

»Da hilft nur loslassen«. Sabine Deitmer über Carl Schenkels Verfilmung ihres Thrillers »Kalte Küsse« in Hamburg, in: *Ariade Forum. Der Frauenkrimi-Almanach* 1997/98, S. 144-147.

Anna, Bella & Co.: Der Erfolg der deutschen Krimifrauen, in: *Frauen auf der Spur. Kriminalautorinnen aus Deutschland, Großbritannien und den USA*, hrsg. von Carmen Birkle u. a., Tübingen (Stauffenburg Verlag) 2001, S. 239-254.

Mitten ins Gesicht. 1978-1998: 20 Jahre »Frauen schreiben«, in: *Heimat Dortmund. Stadtgeschichte in Bildern und Berichten*, 2/2011, S. 35-40.

Übersetzungen von Sabine Deitmer

Kritik in der Krise. Theorie der amerikanischen Literaturkritik, hrsg. von Jürgen Schlaeger. Aus dem Amerikanischen von Margit Smuda und Sabine Deitmer, Stuttgart (Fink Verlag) 1986.

Agatha Christie: Zehn kleine Negerlein (And then there were none). Neu übersetzt von Sabine Deitmer, Frankfurt (Scherz) 1999.

Agatha Christie: Und dann gabs keines mehr (Neuausgabe von Agatha Christie: And then there were none, übersetzt von Sabine Deitmer), Frankfurt a.M. (Fischer) 2006.

Bearbeitungen für den Rundfunk

Dominante Damen (zwei Teile), BR 1998.

Kalte Küsse (zwei Teile), BR 1995.

Verfilmungen

Kalte Küsse (Fernsehfilm, 90 Min, RTL), Drehbuch: Thomas Reuter, Alex Sokoloff und Kimball Greenough nach dem gleichn. Roman von Sabine Deitmer, Dialoge: Frank Göhre, Regie: Carl Schenkel, Erstaussstrahlung 8.5.1997 RTL.

Neonnächte – Der U-Bahn-Schlitzer (Fernsehfilm, 90 Min, RTL), Drehbuch: Thomas Reuter und Peter Ily Huemer nach dem Roman »Neon-Nächte« von Sabine Deitmer, Regie: Peter Ily Huemer, Erstaussstrahlung 5.1.2000 RTL.

Übersetzungen von Sabine Deitmers Werken in andere Sprachen

Kolde kys (Kalte Küsse), Übersetzung ins Dänische von Mogens Larsen, Århus (Klim) 1995.

Dominierende damer (Dominante Damen), Übersetzung ins Dänische von Mogens Larsen, Århus (Klim) 1995.

Addio maschio (Bye-bye, Bruno), Übersetzung ins Italienische von Alessandro Peroni, Milano (Salani) 1999.

Kalla kyssar (Kalte Küsse), Übersetzung ins Schwedische, Stockholm 2000.

Selbstauskünfte

Sabine Deitmer im Gespräch mit Dagmar Scharsich, in: Ariadne-Forum, 3, 1994/95.

Besondere Kennzeichen: Weiblich. Sabine Deitmer – Unterwegs mit Kommissarin Beate Stein, in: Kreuzverhöre. Zehn Krimiautoren sagen aus, hrsg. von Jürgen Alberts und Frank Göhre, Hildesheim (Gerstenberg) 1999.

Wurzeln schlagen, in: Hier ziehe ich die Schuhe aus: Geschichten zum 60. Geburtstag von Nordrhein-Westfalen, hrsg. von Amir Shaheen, Weilerswist (Ralf Liebe Verlag) 2006, S. 115-126.

Sabine Deitmer, Befragung von Gisela Lehmer-Kerkloh und Thomas Przybilka, in: Bonner Krimi Archiv Sekundärliteratur, 2008.

Sekundärliteratur

Roos, Claudia, Die deutsche Detektivzählung des ausgehenden 20. Jahrhunderts, Berlin (Mensch und Buch) 2003 (zugelassene Dissertation Univ. Gießen 2002).

Buchholz, Sabine, Die literarische Rezeption der Detektivromane Agatha Christies in Deutschland, 2005 (Bachelorarbeit).

Mawick, Stephan, Ästhetische Kollisionen in Kriminalromanen deutscher Gegenwartautorinnen. »Kunstmorde« bei Sabine Deitmer, Astrid Paprotta und Ingrid Noll, Göttingen (Cuvillier) 2014.

Herholz, Gerd, Bye-bye, Sabine – ein Nachruf auf die Dortmunder Krimiautorin Sabine Deitmer, in: Revierpassagen (Online-Portal) 2020.

Jahn, Reinhard, Zum Tode von Sabine Deitmer, 12.01.2020, auf: <https://www.literaturgebiet.ruhr>.

Littau, Monika, Zum Tod der Dortmunder Krimiautorin Sabine Deitmer, Fritz-Hüser-Institut Webseite, Januar 2020.

Rüthing-Vollmer, Ulrike, Nachruf auf Sabine Deitmer, Stadt- und Landesbibliothek, Blog, Januar 2020.



1995 (Foto privat)

Textnachweise

Musik sprengt alle Grenzen, aus: Bye-bye, Bruno, 1988, S. 88-93 – Schwimmen lernen, aus: Auch brave Mädchen tun's, 1990, S. 28-50 – Erstaunliche Werte und Harte Landung, aus: Die schönsten Männer der Stadt, 1997, S. 49-55 und S. 132-136 – Aus den Beate-Stein Romanen: Vorstellung der Ermittlerin, aus: Dominante Damen, 4. Aufl. 2005, S. 9-11 – Textauszüge aus den Romanen: Kalte Küsse, 1993, S. 14-23, S. 38-39, S. 146-149 – Dominante Damen, 4. Aufl. 2005, S. 11-27, S. 161-168 – NeonNächte, 1995, S. 26-39 – Scharfe Stiche, 2. Aufl. 2005, S. 232-243 – Perfekte Pläne, 2007, S. 82-94.

Dank

Ein besonderer Dank geht an Ulrich Moritz für informative Gespräche, Werke und Fotomaterial von Sabine Deitmer, das er zur Verfügung gestellt hat.

Ebenso danke ich Lisa Kerkhoff für ihre Mithilfe beim Satz und Korrekturlesen.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111).